

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XXI • Heft 2 • Winter 2018

- Ulrich Sarcinelli** **Republik Moldau: Westen des Ostens oder Osten des Westens?
Flüchtige Eindrücke von einer Reise in ein fernes Land**
- Christof Kaiser** **Vom Pruth bis zum Dnestr. Reisebericht zur IX. Studienreise
der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin**
- Markus Bauer** **Tage der Musik
Das Internationale George-Enescu-Festival Bukarest 2017**
- Thomas Schares** **Von Siebenlehn nach Siebenbürgen. Die Naturforscherin
Amalie Dietrich in Bukarest und in Siebenbürgen**
- Annemarie Matthies** **Zwischen transnationaler Lebenswelt und lokaler Verbundenheit
Arbeitsmigration aus Rumänien**
- Eduard Fassel** **Rumänien und seine Deutschen
Über den Hang zu Vergangenem und die Realität der Gegenwart**
- Mariana Hausleitner** **Wie sah die Judenpolitik von Marschall Ion Antonescu aus?
Der Holocaust in Rumänien und seine Aufarbeitung**
- Neue Bücher**

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Jörn Henrik Kopfmann
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 700 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für beiderlei Geschlecht.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

die DRH veröffentlichen Beiträge zum gesamten rumänischsprachigen Raum. In dieser Ausgabe unserer Zeitschrift können Sie die Eindrücke von Ulrich Sarcinelli, der an drei moldauischen Universitäten anlässlich des Reformationsjubiläums 2017 Vorträge hielt, über die Republik Moldau lesen. Die IX. Studienreise der DRG führte ebenfalls in die Moldau; den Bericht des Organisations der Reise, Christof Kaiser, finden Sie im Anschluss daran.

Thema von Markus Bauers Artikel ist das Internationale George-Enescu-Festival von 2017, das zu Ehren des virtuosen rumänischen Komponisten, Violinisten und Dirigenten seit 1958 (ab 2001 im Zweijahresrhythmus) in Bukarest organisiert wird. Thomas Schares schreibt über den einjährigen Aufenthalt der deutschen Naturforscherin Amalie Dietrich auf dem heutigen Territorium von Rumänien. In Deutschland wurde Dietrich besonders bekannt aufgrund ihrer Forschungen in Australien, damals noch Neuholland genannt.

Annemarie Matthies beschreibt in ihrem Artikel die räumliche Migration und die unterschiedlichen Ausführungen transnationaler Lebenswelten am Beispiel von drei Arbeitsmigranten aus Rumänien. Und der im Westen geborene Eduard Fassel berichtet als „Rückwanderer“ in das Banater Heimatdorf seiner Mutter von der verklärenden erinnerungskulturellen Narratologie seines banatschwäbischen Familien- und Bekanntenkreises in Deutschland und der vor Ort angetroffenen Realität. Schließlich geht Mariana Hausleitner in ihrem Beitrag auf die Judenpolitik von Marschall Ion Antonescu ein und stellt dar, wie der Holocaust in Rumänien aufgearbeitet wird.

Eine spannende Lektüre wünscht Ihnen

*Ihr
Josef Sallanz*



Inhalt

4 Republik Moldau: Westen des Ostens oder Osten des Westens?

Ulrich Sarcinelli

8 Vom Pruth bis zum Dnjestr

Christof Kaiser

11 Enescu-Festival: Tage der Musik

Markus Bauer

14 Amalie Dietrich in Bukarest

Thomas Schares

17 Arbeitsmigration aus Rumänien

Annemarie Matthies

20 Rumänien und seine Deutschen

Eduard Fassel

22 Die Judenpolitik von Ion Antonescu

Mariana Hausleitner

25 Neue Bücher

- Doina Ruşti: Das Phantom in der Mühle. Roman (Anke Pfeifer)
- Catalin Dorian Florescu: Der Nabel der Welt. Erzählungen (Markus Fischer)
- Karl-Markus Gauß: Zwanzig Lewa oder tot. Vier Reisen (Edda Binder-Iijima)
- Johann Lippert: Wegkreuze. Beobachtete, gehörte, gelesene und erlebte Geschichten (Halrum Reinholz)
- Mathias Menegoz: Karpathia. Roman (Ingeborg Szöllösi)
- Horst Samson & Anton Sterbling (Hg.): „Die Sprache, die auf das Nichts folgt, die kennen wir nicht.“ Sätze und Texte für Richard Wagner (Markus Fischer)
- Richard Wagner, Christina Rossi: Poetologik. Der Schriftsteller Richard Wagner im Gespräch (Maria Irod)
- Norbert Otto Eke (Hg.): Herta Müller. Handbuch (Cosmin Dragoste)
- Th. M. Bohn, A. Gheorghe, C. Paulus, A. Weber (Hg.): Corpus Draculianum. Briefe und Urkunden. Teilband 1.1 (Thomas Schares)
- Melinda Mitu, Sorin Mitu: Die Rumänen aus ungarischer Perspektive (Katharina Biegger)
- Florian Kühner-Wielach, Markus Winkler (Hg.): Mutter: Land – Vater: Staat (Ioana Rostof)
- Lucian Boia: Die deutsche Tragödie 1914–1945 (Hans-Christian Maner)
- R. G. Waldeck: Athénée Palace – Hitlers ‚Neue Ordnung‘ kommt nach Rumänien (Gerhard Köpernik)
- D. Barbu, J. Richter, L. Schippel (Hg.): Rumäniens „Rückkehr“ nach Europa (Georg Herbstritt)

Im Oktober 2017 führte die IX. Studienreise der DRG in die Republik Moldau, u.a. auch ins Zentrum von Chişinău zum Denkmal von Stefan dem Großen und Heiligen, der als zentrale Figur in der Erinnerungskultur der moldauischen Bevölkerung sowie als Symbol der Identitätspolitik des jungen Staates eingesetzt wird. Einen Bericht zur Studienreise finden Sie in dieser Ausgabe der DRH.

Foto: Gerhard Köpernik

Republik Moldau: Westen des Ostens oder Osten des Westens?

VON ULRICH SARVINELLI

Die Anfrage kam einigermaßen überraschend: Ob ich nicht im Jahr des Reformationsjubiläums an verschiedenen Universitäten in der Republik Moldau einen Vortrag halten könne. Um Demokratie, Freiheit, gesellschaftliche Modernisierung etc. sollte es gehen, im weitesten Sinne, mit Blick auf Deutschland und das alles möglichst in Verbindung mit der Reformation, deren besondere historische Bedeutung es anlässlich der 500-Jahrfeiern in Deutschland und der Welt zu würdigen gelte. Es sollte ein Beitrag zum „Dialog mit Deutschland“ sein, so das Motto des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa), das im Auftrag des Auswärtigen Amtes Kulturveranstaltungen in allen möglichen Ländern initiiert und vermittelt.

Ich gestehe mein Bildungsdefizit: Republik Moldau – gewiss schon einmal gehört, aber nachsehen und nachschlagen musste ich dann doch, um welches Land in welcher Gegend es sich da handelt, in das ich eingeladen werden sollte. Nach einiger Bedenkzeit entschied ich mich, das Angebot anzunehmen; ein Abenteuer sicherlich, aber doch eines nach dem Vollkaskoprinzip. Denn zugesichert wurde mir schon vorab, dass die Vortragsreise mit der Deutschen Botschaft in Chişinău abgestimmt und ich auf allen Stationen von Botschaftspersonal begleitet werde. So erhielt ich dann für meine Vorbereitung Länderinformationen zur Republik Moldau mit elementaren Daten zu Größe, Lage, Einwohnerzahl, Bevölkerungszusammensetzung, Geschichte und politischer Verfasstheit; erfuhr etwas zur Landes- und den üblichen Verkehrssprachen, zu den Religionszugehörigkeiten, zu den wirtschaftlichen Problemen, zum gegenwärtigen Stand der Assoziierung an die EU, zur Bedeutung der Beziehungen zur Russischen Föderation, auch zu Kultur und Bildung und nicht zuletzt zur Hochschullandschaft. Das alles war hilfreich für einen ersten Einblick in eine Art – für mich jedenfalls – „terra incognita“.

Andere mir zur Verfügung gestellte Reisebegleitinformationen – versehen mit der Überschrift: „Persönliche Checkliste für ihre Vortragsreise im Rahmen des

Vortragsprogramms der Bundesregierung“ – irritierten eher und gaben dem Unternehmen, wie im Falle der medizinischen Einreisebestimmungen und Impfpfehlungen, dann doch eine Art Exotencharakter, ganz so als ginge es in ein fernes Land in Asien oder Afrika und nicht um ein Land auf dem europäischen Kontinent.

Ursprünglich für Anfang Oktober 2017 geplant, wurde die Reise von den Organisatoren in der Botschaft dann auf November verschoben, ein Monat, der in der Moldau nicht gerade optimale meteorologische Bedingungen verspricht. Nebelgraue Landschaft und niedrige Temperaturen wünscht man sich jedenfalls nicht unbedingt bei der Möglichkeit, erste Eindrücke von Land und Leuten zu gewinnen. Andererseits sollte es ja nicht in erster Linie um ein touristisches Vergnügen gehen, sondern um eine Begegnung mit Lehrenden und Studierenden dreier Universitäten des Landes, also um einen kulturellen Austausch und Dialog aus Anlass des 500-jährigen Reformationsjubiläums.

Die weltweit komfortablen Flugverbindungen – in meinem Falle von Frankfurt über Wien nach Chişinău – lassen Distanzen schrumpfen. Umso intensiver wahrzunehmen sind dann jedoch die ersten oberflächlichen Eindrücke und Unterschiede zwischen zwei internationalen, hochmodernen Luftdrehkreuzen und dem eher bescheidenen „internationalen Verkehrsflughafen der moldauischen Hauptstadt Chişinău“. Überschaubare Verhältnisse haben andererseits den Vorteil einer schnellen Abwicklung beim Ein- und Auschecken.

Im Rahmen eines Abendessens mit der gerade neu akkreditierten deutschen Botschafterin erhielt ich ein erstes Briefing und Hinweise zum städtischen, politischen und gesellschaftlichen Umfeld der Hauptstadt. Am nächsten Tag sollte es dann zur Staatlichen Pädagogischen Ion-Creangă-Universität gehen. Zuvor aber noch eine Wahrnehmung, die mich über die ganzen Tage beschäftigte und die mir erstmals am Abend des Anreisetages aufgefallen war: Der Blick aus dem Hotelzimmer im sechsten Stock war irritierend. Das Bild wiederholte sich bei den abendlichen Gängen durch Chişinău. Zu sehen waren große, nicht gerade charmante Häuserblocks mit vielen Wohneinheiten. Doch in nur wenigen Wohnungen brannte Licht. Die Aufklärung dieser irritierenden Beobachtung



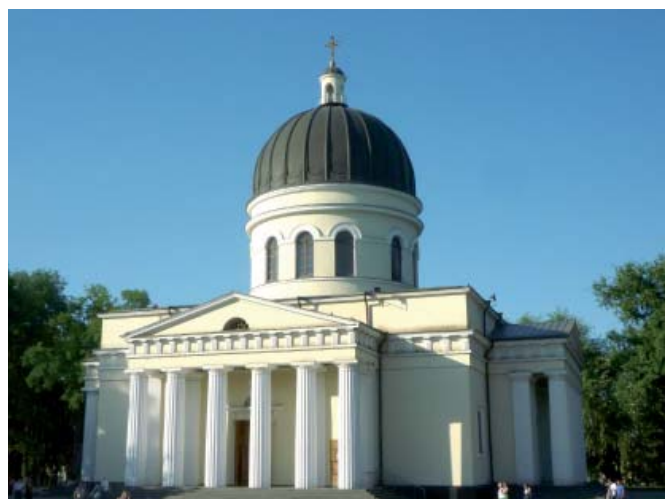
Während der Podiumsdiskussion an der Staatlichen Pädagogischen Ion-Creangă-Universität zu Chişinău. V.l.n.r.: Prof. Dr. Sergiu Musteață, Univ.-Doz. Dr. Alexandru Solcan, Valeriu Ghilețchi, Bischof des Verbandes der Kirchen der Evangeliums-Christen Baptisten in der Moldau und Politiker, Anton Coșa, röm.-kath. Bischof, Prof. em. Dr. Ulrich Sarcinelli und Antonina Drangă, Dolmetscherin. Foto: UPSC

durch meine Begleitpersonen war nicht nur einleuchtend. Sie verwies auch auf ein sehr grundsätzliches ökonomisches und in der Folge wohl auch gesellschaftspolitisch gravierendes Problem des Landes. Offenbar stehen viele Wohnungen leer, weil sich ihre Besitzer aufgrund fehlender Arbeitsplätze in Ländern der Europäischen Union verdingen müssen, um zu überleben. Kein Wunder, dass schon im Gespräch mit der Botschafterin die wirtschaftliche Situation des Landes, die Notwendigkeit der Schaffung von Arbeitsplätzen großen Raum einnahm; ein Thema, mit dem sich die deutsche Vertretung durch Unterstützung bei der Anbahnung von Kontakten mit der Wirtschaft in Deutschland intensiv beschäftigt.

„500 Jahre Reformation: Zur Bedeutung der Reformation für Gesellschaft und Demokratie in Deutschland“. Dies war der Titel der Vorträge, um die ich gebeten war. Das Thema soll hier im Rahmen eines Reiseessays nicht näher ausgebreitet werden. Nur einige wenige zentrale Akzente: Die Reformation war eine Zäsur für Deutschland, für Europa und für weite Teile der westlichen Welt. Aus politik- und sozialwissenschaftlicher Sicht interessiert dabei heute vor allem die Frage, was aus dem Zeitalter der Konfessionsbildung im frühen 16. Jahrhundert zu lernen ist; die Frage auch, ob und welche Bedeutung die Reformation für die Entwicklung der Demokratie hatte. Kern meiner Argumentation war dabei: Die Reformation war ein gesellschaftlich und politisch ambivalentes Ereignis; zweifellos ein Ereignis von weltgeschichtlichem Rang. Die Politik stand dabei zunächst nicht im Fokus der Reformatoren. Das bedeutet dann auch: eine direkte Verbindungslinie zur Entwicklung von Rechtsstaat, Freiheit und Demokratie lässt sich nicht ziehen! Geschichte verläuft nicht linear. Vielmehr verbindet sich mit dem Reformationsgeschehen ein komplexer historischer Transformationsprozess. In einer Zeit, in der Angst den religiösen Alltag des Menschen im ausgehenden Mittelalter bestimmte, einer Zeit auch, in der die Naturwissenschaften, die politische Philosophie und die Kultur der Renaissance das alte Weltbild erschütterten, zielte die Reformation vor allem auf die Überwindung von theologischen Unklarheiten. Letztlich ging es um die Neubestimmung des Verhältnisses des Menschen zu Gott. ‚Entdeckt‘ wird der Mensch als erkenntnisfähiges und zur Vernunft begabtes Wesen – theologisch, kulturell und zunehmend auch politisch. Reformation und Gegenreformation haben einen langen Prozess der Verweltlichung und Säkularisierung eingeleitet, in weiten Teilen auch eine Trennung von Kirche und Staat. Und nicht zuletzt gab die Reformation Anstöße zur weltanschaulichen Pluralisierung im Rahmen von Konfessionsfamilien. Dass es Regionen wie etwa Siebenbürgen gibt bzw. gab, in denen schon vergleichsweise früh hohe religiöse Toleranz praktiziert wurde, verdient Beachtung. Zugleich ist evident, dass der Umgang mit weltanschaulicher Pluralität eine der großen gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen der Zeit darstellt. Die Geschichte der Reformation war und bleibt eine Revolution des Geistes und sie bleibt zugleich eine Konfliktgeschichte, aus der es zu lernen gilt.

Der mit konsekutiver Übersetzung begleitete Auftritt an der Creangă-Universität in Chişinău fand vor großer Kulisse statt. Im Hörsaal waren nicht nur zahlreiche Studierende der Germanistik, der Sozialwissenschaften und anderer Disziplinen erschienen. Eingeplant in den Ablauf war auch eine Podiumsdiskussion unter Beteiligung zweier Historikerkollegen, eines Mitglied des Moldauischen Parlaments sowie des Bischofs der römisch-katholischen Diözese. Zur eigentlichen Diskussion über meinen Vortrag blieb nicht viel Zeit, war es doch den Podiumsteilnehmern ein offensichtliches Anliegen, ihre ‚Sicht der Welt‘ – in mehr oder weniger großem Abstand zur Vortragsthematik – im Rahmen sehr umfangreicher Statements vorzutragen.

Einmal mehr zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit eine länderübergreifende Eigenheit im studentischen Zeitgefühl, die ich aus langjähriger Erfahrung als Hochschullehrer kannte. Nicht anders als an Universitäten in Deutschland kam nach genau 90 Minuten ein wenig Bewegung in den Sitzreihen auf. Mit etwas verstohlenem Blick zu der honorigen Podiumsrunde machten sich einige der Studierenden pünktlich zum Ende der üblichen Vorlesungszeit auf den Weg in die Mittagspause. In einem



Die orthodoxe Kathedrale der Geburt des Herrn im Zentrum von Chişinău.
Foto: Josef Sallanz

deutschen Hörsaal wäre es nicht anders gewesen. Das gemeinsame Mittagessen im Kollegenkreis erwies sich dann als gute Gelegenheit zum informellen Austausch. Als Politikwissenschaftler interessierte mich verständlicherweise der politische und parlamentarische Betrieb. Dazu konnte ich mir dann – quasi aus erster parlamentarischer Hand – ein gewisses Bild machen. Und mir wurde klar, warum die Annäherung der Republik Moldau an die Europäische Union erst im Zuge eines längeren Prozesses mit innenpolitischen Reformen möglich sein würde.

Bei widrigen Wetterbedingungen wurde ich dann im Parforceritt bei einem Stadtrundgang von einer kundigen Stadtführerin begleitet, der sich vor allem auf das Stadtzentrum konzentrierte. Historisches Museum, Ethnologisches Museum, Soldatenehrenmahl, jüdischer Friedhof u. a. m. – von all dem konnte ich leider nur einen oberflächlichen Eindruck gewinnen: Chişinău, eine Stadt mit

interessanter Altbausubstanz und ziemlich willkürlich eingestreuten, allzu modernistischen Beton- und Glasfassaden, einiges in der Renovierung befindlich, anderes noch mit dem morbiden Charme einer Metropole, der anzusehen ist, dass sie schon glorreichere Zeiten erlebt hat. Insgesamt aber doch eindrucksvoll.

Auch bei diesem Rundgang hatte ich ein Erlebnis der besonderen Art. In einer der vielen orthodoxen Kirchen, die zu besuchen ich mich immer wieder veranlasst sah, fiel schon im Eingangsbereich ein abgestellter Sargdeckel auf. Im Kircheninneren waren dann zwar keine Gläubigen sichtbar, aber der offene Sarg mit einer aufgebahrten Leiche stand mitten im kleinen Kirchenraum. Eine Person hielt Nachtwache. Die Erklärung meiner Stadtführerin: Das sei durchaus nicht unüblich, weil in den Wohnungen kein Platz sei. Dass Verstorbene hierzulande – in Deutschland – inzwischen allzu schnell professionellem Personal übergeben und auf diese Weise ‚entsorgt‘ werden, mag zwar den hygienischen Anforderungen einer modernen Gesellschaft entsprechen, eine unbedingt ‚besere‘ und würdigere Lösung ist es gleichwohl nicht.



Während des Vortrags von Prof. em. Dr. Ulrich Sarcinelli an der Staatlichen Alecu-Russo-Universität Bălți. Foto: USARB

Bei jemandem, der sich mit einem religionspolitischen Thema beschäftigt und damit auf Vortragstournee geht, sollte ein besonderes Interesse für Sakralbauten und auch für unterschiedliche religiöse Praktiken nicht unbedingt überraschen. So kam es mir sehr gelegen, dass die orthodoxe Kathedrale der Stadt fast in Sichtweite meines Hotels lag. Kathedrale ist ein großes Wort für das eher bescheidene Gebäude im neoklassischen Stil. Mehrfach ging ich abends an der Kathedrale vorbei und auch für einige Augenblicke in diese hinein; kunsthistorisch und in der Ausgestaltung ein nicht unbedingt origineller Bau, eigentlich typisch für orthodoxe Kirchen. Zwar erlauben die flüchtigen Beobachtungen zum Verhalten der sich unablässig bekreuzigenden Menschen auf dem großen Platz vor dem Kirchengebäude und der Ikonen verehrenden Gläubigen im Inneren der Kathedrale kein fundiertes Urteil über die Religiosität wie überhaupt über die Bedeutung der Religion in diesem Lande. Einen Eindruck der doch ganz anderen Volksfrömmigkeit erhält man aber schon. Der Unterschied zu den liturgisch eher kargen Erfahrungen aus den reformatorisch-lutherisch geprägten Kirchen wird dann umso offensichtlicher. Gerade diese Wahrnehmungen am Rande des eigentlichen Auftrags zu

akademischem Vorträgen über Reformation und Demokratie haben mich nachdenklich gestimmt und ich habe mich gefragt, wie die von mir übernommene Thematik wohl in dem doch ganz anders geprägten gesellschaftlichen, religiösen und in weiten Teilen doch auch säkularisierten Umfeld wahrgenommen wird.

Die zweite Vortragsadresse war die Staatliche Alecu-Russo-Universität Bălți, die ich nach knapp zwei Stunden Fahrt über eine zwar im Grauschleier liegende, aber erkennbar liebliche und zum Teil bewaldete Hügellandschaft erreichte. Vor den Straßen war ich gewarnt worden. Angesichts der mit Baustellen übersäten Autobahnen in Deutschland ist man eigentlich ganz gut gerüstet und schraubt die Ansprüche herunter. Der Empfang in der Universität war jedenfalls überaus freundlich. Dekanin und Vizedekanin wussten die eigentlich gar nicht getrübe Stimmung mit Selbstgebackenem noch weiter aufzuhellen – ein kleiner Hinweis auf die noch im Vergleich zu deutschen Universitäten höher entwickelte und herzliche Gastfreundschaft. Auch das Publikum, ausschließlich Germanistikstudierende und Lehrpersonal, war sehr aufgeschlossen, sei es, weil der Vortrag eines deutschen *native speakers* als willkommene Gelegenheit zur sprachlichen Übung angesehen oder auch weil Interesse an dem vielleicht etwas exotisch erscheinenden Thema bestand. Wie auch immer; ohne den Umstand der zeitraubenden Konsektivübersetzung konnten sich bereichernde Gespräche entwickeln.

Nach einem gemeinsamen Essen mit den Kolleginnen stand noch ein Besuch des örtlichen Museums für Geschichte und Ethnographie auf der Tagesordnung. Die Frau Direktorin ließ es sich nicht nehmen, uns mit großem Stolz mit wesentlichen Abschnitten der Stadt- und Regionalgeschichte vertraut zu machen. Die Führung durch überaus bescheidene Räumlichkeiten mit Exponaten aus der Geschichte der Region und aus dem Alltagsleben der Menschen der Stadt war beeindruckend. Sie vermittelte nicht nur eine Vorstellung von den kulturellen Leistungen, sondern auch von den ökonomischen Problemen sowie von den politischen Verwerfungen in einer Region, die lange ein Spielball der Mächte gewesen war.

Den letzten Vortragstag erwartete ich mit größter Spannung. Reiseziel war die Transnistrische Staatliche Taras-Schewtschenko-Universität in Tiraspol. Transnistrien, schon einmal gehört, aber in der Aufmerksamkeitsökonomie westlicher Wahrnehmung nicht unbedingt präsent. Eine Umfrage unter Studierenden der Politikwissenschaft in Deutschland zu Transnistrien würde vermutlich kuriose Ergebnisse zutage fördern. Ich hatte mich vorab etwas kundig gemacht und erinnerte mich an Berichte aus der Nachwendezeit. Transnistrien, das ist jenes separatistische, von russischen ‚Friedenstruppen‘ besetzte Gebiet, das sich 1990 im Zuge eines bewaffneten Konflikts von der Moldau losgesagt hat, das politische Überbleibsel eines eingefrorenen Konflikts aus postsowjetischer Zeit; de facto eigenständig, völkerrechtlich als Teil der Republik Moldau geltend und ohne internationale Anerkennung, aber mit Regierung und Verwaltung,

eigener Währung und Militär. Auf die speziellen Grenzkontrollen wurde ich früh aufmerksam gemacht. Sie waren gleichwohl vergleichsweise harmlos. Angemeldet waren wir durch die Botschaft, deren Angehörige Dokumente zur Vermeidung von falschen Anerkennungsassoziationen im Gegensatz zu den anderen Mitreisenden ausdrücklich nicht vorzeigten.

Als letzte akademische Etappe meines Aufenthaltes stand somit die mit dem ehemaligen Pädagogischen Institut Tiraspol zusammengelegte und 1992 gegründete Schewtschenko-Universität auf dem Programm. Hier war alles ein wenig förmlicher. Empfangen wurden wir durch die Universitätsleitung. Auch hier eine nette Begebenheit, deren Wahrheitsgehalt ich bis heute nicht aufklären konnte: Beim Gang durch die Eingangshalle der Universität machte uns die Vertreterin der Universitätsleitung auf ein überlebensgroßes Glasmosaik in den Fenstern des Treppenhauses aufmerksam. Dies sei das Bild des berühmten ukrainischen Dichters, nach dem die Universität benannt sei, eben Taras Schewtschenko. Ich traute mich nicht, dem zu widersprechen, trägt die dargestellte Figur doch – in meiner bescheidenen Wahrnehmung – unverkennbar Züge Lenins, des sowjetischen Staatsgründers, der auf vielen Sockeln in der Stadt noch zu sehen ist. Vielleicht gibt es tatsächlich Ähnlichkeiten zwischen den beiden oder eben nur das Interesse des Künstlers durch eine gewisse Verfremdung ideologisch gewünschte Ähnlichkeiten zu schaffen.

Zum Vortrag im großen Hörsaal waren Hörer unterschiedlicher Fachrichtungen geladen worden, Juristen, Sprachwissenschaftler, Sozialwissenschaftler u. v. a. m., fast alle in einer auffallend sonntäglich anmutenden Kleidung. Besonders ins Auge stachen einige Personen in den vorderen Reihen, die mehr den Eindruck einer staatlichen Delegation machten und vermutlich nicht zum akademischen Personal gehörten. Überprüfen ließ sich dies nicht. Auch hier erfolgte der Vortrag in konsekutiver Übersetzung, diesmal auf Russisch und vor einer disziplinierten Zuhörerschaft. Umso erfreulicher war, dass es dann doch einige Fragen von studentischer Seite gab und mir eine Kollegin der Sozialwissenschaften schließlich die Gelegenheit gab, einige sehr deutliche Anmerkungen zum Werteverständnis des Westens zu machen. Am interessantesten empfand ich allerdings, dass mich eine Reihe von Studierenden auf dem Weg aus dem Hörsaal aufhielten und befragten. Ein offensichtlich armenischstämmiger Studierender ist mir noch in guter Erinnerung. Er hatte die Armenienresolution des Deutschen Bundestages verfolgt und wollte dazu und zu anderem meine Einschätzungen wissen. Indessen zog der Tross weiter und so konnte ich zu meinem Bedauern nicht näher mit den jungen Leuten ins Gespräch kommen.

In der Mittagspause waren wir in ein ukrainisches Lokal mit landestypischen Speisen geladen. Ein ebenso sprachkundiger wie schlitzohriger und im Umgang mit deutschen Reisegruppen erkennbar erfahrener Reiseführer stand uns für den Nachmittag zur Verfügung. Er informierte uns nicht nur über die Geschichte des ‚Landes‘

vor der beeindruckenden Kulisse der Festung Tighina, gab Hinweise zu den hiesigen, sehr speziellen ökonomischen Verhältnissen, in denen der Sheriff-Konzern eine nicht



*Der ukrainische Dichter Taras Schewtschenko auf der 50 Transnistrischen Rubel-Banknote der international nicht anerkannten Pridnestrowischen Moldauischen Republik, die im Osten der Republik Moldau liegt.
Quelle: Banca Republicană Nistreană*

nur wirtschaftliche Schlüsselrolle spielt, und führte uns zu den wichtigsten Bauwerken und Monumenten der Stadt. Ebenso eindrucksvoll – wie für westliche Augen abweisend – erschienen mir die militärischen Ehrenmale mit ausgestellten Panzern, sowjetischen Symbolen und monumentalen Lenin-Statuen. Die wiederum unspektakuläre Rückreise mit kontrolliertem Grenzübertritt bot Gelegenheit, das eilig und gewiss allzu oberflächlich Wahrgenommene zu einem Gesamteindruck zu verarbeiten. Transnistrien und vor allem Tiraspol erscheinen mir auch mit Abstand betrachtet wie eine Art – im wörtlichen Sinne – besenreines postsowjetisches Reservat mit ungewisser Zukunft und es drängt sich die Frage auf, welche Perspektive die Menschen in diesem Winkel Südosteuropas haben und welche Zukunft es für die Jugend gibt.

Mit vielen Bildern im Kopf und mit noch mehr Fragen galt es am vierten Tag den Heimflug anzutreten. Heimflug ist nicht ganz korrekt, denn über Wien ging es direkt nach Luxemburg, wo ich in den Folgetagen als Mitglied einer wissenschaftlichen Kommission in der Pflicht stand. Von Chişinău über Wien nach Luxemburg, einen Kulturschock sollte dieser Sprung innerhalb Europas nicht auslösen. Umso eindrucklicher ist jedoch die Wahrnehmung von Modernisierungsunterschieden, die man bei einem solchen wissenschaftstouristischen Parforceritt machen kann. Das gilt für den Grad gesellschaftlicher und ökonomischer ebenso wie für das Maß politischer und auch wissenschaftlicher Entwicklungsunterschiede. Vielleicht ist es vor allem dies, das mir ein Gefühl der Dankbarkeit für die Begegnungen in der Moldau vermittelt hat und auch das Bewusstsein, einige Tage in einem europäischen Land im Osten des Westens gewesen zu sein, das nicht zwischen den Mächten erneut zerrieben werden und von uns im Westen Europas vergessen werden darf.

Prof. em. Dr. Ulrich Sarcinelli lehrte Politikwissenschaft an den Universitäten Kiel und Koblenz-Landau und war von 2009 bis 2013 deren Vizepräsident. Er war von 2003 bis 2016 Vorsitzender des Kuratoriums der Evangelischen Akademie der Pfalz und ist Mitglied der Landessynode der Evangelischen Kirche der Pfalz.

Vom Pruth bis zum Dnjestr

VON CHRISTOF KAISER

Vom 1. bis 12. Oktober 2017 konnte die lange geplante DRG-Studienreise in die Republik Moldau, das östliche Nachbarland Rumäniens, durchgeführt werden. Dabei interessierte die 13 Mitreisenden neben der aktuellen Lage in diesem Nicht-EU-Land insbesondere die gemeinsame Geschichte mit Rumänien und der Großregion Moldau. Dieser neue, sich nur allmählich stabilisierende Staat ist eines der am wenigsten von Touristen besuchten Länder weltweit.

Nach einem zweistündigen Flug von Berlin erreichten wir am frühen Nachmittag des 1. Oktober den Flughafen von Chişinău. Nach der Ankunft starteten wir zu einer Stadtrundfahrt durch die moldauische Hauptstadt. Wir umrundeten das historische Stadtzentrum, um uns zunächst die großen, in der sowjetischen Zeit entstandenen Wohnviertel mit den vielen mehrgeschossigen Wohnblocks anzusehen. Es folgten mehrere Stopps im historischen Zentrum von Chişinău. Neben dem Gedenkstein für das Ghetto sahen wir auch den neu aufgestellten Gründungstein an der Stelle, an der der früher sehr kleine Ort am Flüsschen Bic einst begründet wurde. Am Abend wurde die Reisegruppe von Dr. Josef Sallanz, DAAD-Lektor in der Republik Moldau, im folkloristisch-rustikal eingerichteten Chişinăuer Restaurant „Sălcioara“ bei gutem landestypischem Essen begrüßt.

Der Sonntag begann mit einer Fahrt aus Chişinău in nördlicher Richtung über Ivancea, wo wir das beeindruckende Herrenhaus mit Park besichtigten, nach Orheiul Vechi im Flusstal des Răut. Bevor der Weg hinab ins Flusstal führte, gab es von einem Panoramapunkt aus einen guten Überblick über das gesamte weitläufige Gebiet mit dem canyonartigen, bis zu 100 Meter tiefen Tal

des Răut; dann folgten die Besichtigung der Relikte einer türkischen Bäderanlage und der Grundmauern einer Festung. Am Dorfrand von Butuceni begann ein Rundweg zum spektakulären Höhlenkloster mit weiter Aussicht auf das Răut-Tal und der Kirche oberhalb des Ortes. Der Dorfrundgang durch Butuceni offenbarte uns eine der schönsten, inzwischen schon stärker auf Touristen ausgerichteten Siedlungen des Landes. Dann folgte eine Besichtigung der Weinkeller und Abfüllanlagen im nahegelegenen Dorf Brăneşti. Die Weinlagerhöhlen erstrecken sich auf 58 Kilometer Länge. Im benachbarten sehr empfehlenswerten, neuerschlossenen Höhlenkomplex „Epoca de Piatră“ (Steinzeit) kamen wir schließlich zur Weinprobe und zu einem Abendessen in rustikalem unterirdischem Ambiente.

Am nächsten Tag fuhren wir von Chişinău aus in südwestlicher Richtung nach Hînceşti. Ziel war die jüngst nach mehrjähriger Renovierung wiedereingeweihte Schlossanlage des Manuc Bei. Diese vom sehr wohlhabenden armenischen Kaufmann Emanuel Marzayan (1769–1817), der auch den *Hanul lui Manuc* in Bukarest errichten ließ, zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Auftrag gegebene Anlage, bestehend aus einem Schloss,



Die DRG-Studienreisegruppe vor dem Parlaments- und Regierungsgebäude der Autonomen Territorialen Einheit Gagausien (gagausisch: *Autonom Territorial Bõlüm-lüü Gagauz Yeri*, rum.: *Unitatea Teritorială Autonomă Găgăuzia*, russ.: *Автономное территориальное образование Гагаузия*) mit Lenin-Denkmal in der Hauptstadt Comrat. Foto: Gerhard Köpernik

einer nicht erhaltenen armenischen Kirche, einem älteren Herrenhaus und einem unweit gelegenen malerischen Jagdschlösschen in Backsteingotik, stellt den größten Komplex dieser Art in der Republik Moldau dar. Die Renovierung ist einigermaßen gelungen, die Anlage entwickelt sich zu einem touristischen Magneten. Durch das walddreiche bergige Codru-Gebiet ging es anschließend zum Kloster Hâncu, dem größten Kloster des Landes, das im 19. Jahrhundert entstand. Derzeit wird eine große, weithin sichtbare Klosterkirche gebaut, die innen noch nicht fertig ist. Die ganze Anlage wird von Nonnen mit vielfältigem Blumenschmuck aufwändig gepflegt. Am nächsten Ziel im Dorfe Dolna gibt es ein wunderbar erhaltenes, großzügiges altes Herrenhaus der Familie Ralli. In dem Herrenhaus befindet sich ein Pusckin-Museum, denn der Dichter weilte mehrfach hier. Das herrlich gelegene große

Kloster Căpriana beherbergt die einzige gotische Kirche des Landes, die 1491 von Stefan dem Großen gestiftet wurde. Ein besonderes Highlight in den Weiten der Moldau ist sicherlich das Honighaus/Casa Mierii der Familie Stegărescu in Răciula. Zum reichhaltigen Abendessen kam eine Honigverkostung und der Verkauf von guten Honig- und Bienenprodukten im angeschlossenen kleinen Laden.

Am nächsten Tag ließen wir Chişinău dann für einige Tage hinter uns. Auf der nach nur 25 Kilometer langen Autobahn M3 fuhren wir nach Süden. Anschließend durchquerten wir Jekaterinowka/Ecaterinovca, ein ehemaliges bessarabiendeutsches Dorf, in dem sich noch Kolonistenhäuser befinden. In der Kleinstadt Cimişlia sahen wir die ehemalige Synagoge, die jetzt als Sporthalle dient, von außen. Anschließend erfolgte die Fahrt in die Territoriale Autonome Einheit Gagausien in der südlichen moldauischen Steppe. Eine der Besonderheiten dieses turksprachigen Gebietes (mit der weithin benutzten Umgangssprache Russisch) ist, dass die Gagausen als einziges turkstämmiges Volk christlich-orthodoxen Glaubens sind. In Comrat besuchten wir die Hauptkirche und den Bischofssitz.

Einen nächsten Halt legten wir in Cahul am Pruth ein. Diese Stadt im Süden kristallisiert sich in den letzten Jahren mehr und mehr als regionales Zentrum heraus. Wir gingen im Stadtpark an der „Ewigen Flamme“ und dem Denkmal für die Kämpfe im Zweiten Weltkrieg unweit des Grenzflusses Pruth vorbei zur bunt ausgemalten Bischofskirche Hl. Michael des Bistums Cahul und Comrat, eines von vier orthodoxen Bistümern der Republik Moldau. Parallel zum Pruth nahmen wir den Weg in südlicher Richtung. Beim Dorf Vadul lui Isac gab es eine Wanderung entlang der Relikte des „Unteren Trajanswalls“, einer 130 Kilometer langen, in west-östlich verlaufenden erdwallartigen Befestigung aus römischer Zeit. Kurz vor der kleinen Donauhafenstadt Giurgiuleşti erreichten wir mit einem herausragenden Panoramapunkt am Steilufer des Pruth unseren südlichsten Reisepunkt. Es eröffnete sich ein weiter Blick auf das breite Tal und den Unterlauf des Flusses bis hin zur rumänischen Hafenstadt Galaţi und den bereits südlich der Donau gelegenen Măcin-Bergen in der Dobrudscha. Etwas schwierig gestaltete sich die Situation mit der Übernachtung im Hotel Altin Palace in Comrat. Das durchaus freundliche Personal war zwar fähig aber nicht willens, Rumänisch zu sprechen.

Der Vorsitzende der Volksversammlung Gagausiens Vladimir Cîssa und die Abgeordnete Ecaterina Jecova empfingen uns am Morgen im Parlamentsgebäude sehr freundlich und erläuterten uns die aktuelle Situation in der Region und die Besonderheiten Gagausiens. Anschließend begann die mehrstündige Fahrt in den Norden der Moldau. Vorbei am Stadtrand von Chişinău ging es in westlicher Richtung zu den Pruthfelsen/Toltrele Prutului bei den Dörfern Cobani und Brînzeni. Hierbei handelt es sich um pittoreske Felsformationen, Relikte von 10 bis 20 Millionen Jahre alten Korallenriffen. Ganz eigenartig

ist auch die in der Nähe liegende Landschaft der Hundert Hügel/Sută de Movile, kleinen, steilen grasbewachsenen Hügelchen. Am Abend erreichten wir dann die nördliche Stadt Edineţ.



Blick auf den Dnjestr:

Foto: Gerhard Köpernik

Am nächsten Morgen führte uns unser Mitreisender Armin Vogel durch Edineţ, die nach massiven Kriegszerstörungen systematisch als sozialistische Stadt mit klarer funktionaler Gliederung wiederaufgebaut wurde. In Richtung Norden ging die Fahrt dann zum Landschaftspark Țaul, früher mit 46 Hektar größter Park des Landes mit dem Schloss Pommer und vielen anderen imposanten Gutshofgebäuden, alles angelegt von 1900 bis 1912. Andrei Pommer war Finanzier und lebte in Odessa und St. Petersburg. Der Park wird betreut, die leeren Gebäude harren noch ihrer Wiederherstellung und Nutzung. Wir überquerten bei Otaci die ukrainische Grenze und erreichten die Stadt Mohyliv-Podilskyj (rum. Moghilău). Dort trafen wir die Lehrerin Larisa Krizhanova, die uns durch die Stadt führte. Zunächst fuhren wir zum hoch über der Stadt gelegenen ausgedehnten jüdischen Friedhof mit einer außerordentlichen Vielfalt an Grabsteinen. Beim Besuch des jüdischen Museums, verwaltet von einigen älteren Damen, wurde uns die Geschichte der Juden der Stadt, besonders die der brutalen Verfolgungen während des Zweiten Weltkrieges, deutlich. Gegen Ende des Aufenthaltes besuchten wir die heutige jüdische Gemeinde, in der uns überwiegend freundliche ältere Männer willkommen hießen. Einige von ihnen sprachen Jiddisch. Zurück ging es abends auf besonders schlechter Straße langsam bis Soroca.

Am nächsten Tag besuchten wir in Soroca am Dnjestr zunächst die alte Burganlage, im Kern noch aus der Glanzzeit des moldauischen Fürstentums im 16. Jahrhundert. Diese kleine, beinahe runde Anlage mit fünf Türmen wurde in den letzten Jahren renoviert und stellt nun die größte, einzige Burganlage dieser Art in der Republik Moldau dar und ist dementsprechend gut besucht. Herr Botnari erwartete uns bereits für eine Führung in deutscher Sprache. Im Stadtmuseum erregte neben Kunsthandwerk wie Teppichweberei und Korbflechterei besonders die Replika des Schwertes von Fürst Stefan dem Großen und Heiligen unsere Aufmerksamkeit. Dann unternahmen wir einen Erkundungsgang durch das hoch über der Stadt gelegene



Traditioneller Empfang im Ökodorf Rîșcova. Foto: Gerhard Köpernik

Roma-Wohnviertel. Etliche Häuser imponieren durch ihre Größe, ihre architektonischen Besonderheiten oder durch ihr sehr eigenwilliges Dekor. Bei einer Familie wurde uns bereitwillig der ganze Hof mit verschiedenartigsten Brunnen und besonders phantasievollen Ausschmückungen gezeigt. Anschließend fuhren wir ins weitläufige Dorf Zgurița; ein Teil des Dorfes war ab Mitte des 19. Jahrhunderts eine jüdische Agrarkolonie. 1930 lebten hier über 80 Prozent jüdische Einwohner, denen im Zweiten Weltkrieg das Schicksal der großen Mehrheit der jüdischen Bevölkerung Bessarabiens nicht erspart blieb, die nach dem Wiederanschluss an Rumänien 1941 brutal vertrieben, an Ort und Stelle getötet oder nach Transnistrien verschleppt wurde. Nach einigem Suchen und Nachfragen gelang es uns schließlich, hinter einer aufgelassenen Kolchose den stark überwachsenen jüdischen Friedhof zu finden. Anschließend besuchten wir im Dörfchen Măcăreuca die von 1793 stammende kleine Holzkirche. Sie befindet sich leider an der Grenze zur Baufälligkeit, ist aber immer noch ein beredtes Beispiel für die frühere Holzkirchenarchitektur dieser nördlichen Region. Über Schotterpisten erreichten wir die Gutsanlage Mîndic der polnischen Familie Ohanowicz mit dem im Verfall begriffenen Gutshaus vom Ende des 19. Jahrhundert im weitläufigen und immer noch schönen Landschaftspark.

Am nächsten Tag ging es von Soroca südostwärts. Erstes Ziel war der Friedhof des überwiegend auf dem transnistrischen Ufer des Dnjestr gelegenen ehemaligen jüdischen Shtetls Raschkew/Rîșcov im Dorf Vadul Rîșcov. Dieser in hervorragender Lage, majestätisch am hier sanft abfallenden Flussufer gelegene jüdische Friedhof stellt aufgrund der besonders reich verzierten Grabsteine und aufgrund der zumeist aus einem zusammenhängenden großen Stein gehauenen Verbindung der stehenden Grabsteine mit den liegenden Grabplatten eine ganz spezifische regionale Besonderheit dar. Leider mussten wir den Friedhof genau während des einzigen Regentages der Reise besuchen. Noch bei Regen erreichten wir das Kloster Saharna. Die Klosteranlage macht einen recht belebten und gepflegten Eindruck. Die orthodoxen Gebete und Gesänge verstummen hier nicht. Spät erreichten wir dann unser Tagesziel, das sehr einfallsreich gestaltete Landgasthaus *Hanul lui Hanganu* im

Dorf Lalova, auch am Dnjestr gelegen. Familie Hanganu bewirtschaftet und baut hier nach und nach mit Kreativität und Energie eines der interessantesten Ziele für ländlichen Tourismus in der Moldau auf.

Am Morgen brachen wir zum Kloster Țipova auf, hinter dem ein kurzer Weg bis zur Abbruchkante des Steilufers des Dnjestr führt. Hier ergibt sich eine der allerschönsten Aussichten auf die Biegungen und das Steilufer des Flusses und nach Transnistrien hinein. Allmählich senkt sich der holperige Pfad Richtung Fluss. Im unteren Bereich kommt man zu den zentralen Teilen des ausgedehnten Höhlenklosterkomplexes. Die ersten Einsiedler begannen hier bereits im 13. Jahrhundert mit den Arbeiten und ließen sich zunächst in bescheidenen Höhlen nieder, die im Laufe der Zeit immer weiter ausgebaut wurden. So entstanden schließlich etliche Zellen, in den Fels gehauene Wirtschaftsräume und eine tief in der Steilwand befindliche Kirche. Nach dem anschließenden Kurzbesuch der Stadt Orhei kamen wir zum Kloster Curchi, aufgebaut im 18. und 19. Jahrhundert und ebenso wie die anderen Klosterkirchen auch neu ausgemalt. Danach gab es einen durch DRG-Mitglied Julian Gröger organisierten sehr herzlichen Empfang mit Brot und Salz durch Dorffrauen mit Gesangseinlage im Ökodorf Rîșcova mit Führung, Vorstellung von Projekten (u. a. zur Umweltbildung) und köstlichem Abendessen.

In die abtrünnige, russlandhörige Region Transnistrien führte uns am vorletzten Tag Vladimir Andronachi. Auf dem Weg dorthin besuchten wir zunächst die 2004 eingerichtete Gedenkstätte Brückenkopf/Capul de pod Șerpeni zur Erinnerung an die hier 1944 begonnene Operation Jassy-Kischinew; nach Überquerung der „Grenze“ sahen wir die Festung und die Stadt Bender/Tighina, welche westlich des Dnjestr liegt und 1992 nach blutigen Auseinandersetzungen von Transnistrien einverleibt wurde. Zum Essen waren wir in der sowjetnostalgisch gestalteten Kantine am Busbahnhof. Danach ging es mit dem O-Bus über den Dnjestr in den Hauptort Tiraspol, wo wir das Stadtzentrum und am Abend das sehr gute Restaurant Kumanek besuchten.

Am letzten Reisetag besuchten wir in Chișinău die Deutsche Botschaft, wo uns in einem Referat die Situation des Landes erläutert wurde. Viele Probleme seien vorerst noch ungelöst, hier und da – auch im Wirtschaftsbereich – seien jedoch kleinere Fortschritte zu verzeichnen. Es wurde dann noch der ehemalige elegant gebaute Wasserturm, heute Stadtmuseum mit Aussichtsterrasse, besucht; ein kleiner Gang im Park des Mühlentals/Valea Morilor beendete das offizielle Programm der Studienreise.

Besonderer Dank geht an unseren geduldigen Fahrer, *domnul* Gheorghe, an das Berliner Reisebüro Ex Oriente Lux sowie an Jürgen Bruchhaus und Uli Räuchle für die kundige Betreuung der Reisegruppe.

Christof Kaiser ist Mitglied des Vorstands der DRG, Berlin; er leitete die IX. DRG-Studienreise in die Republik Moldau.

Tage der Musik

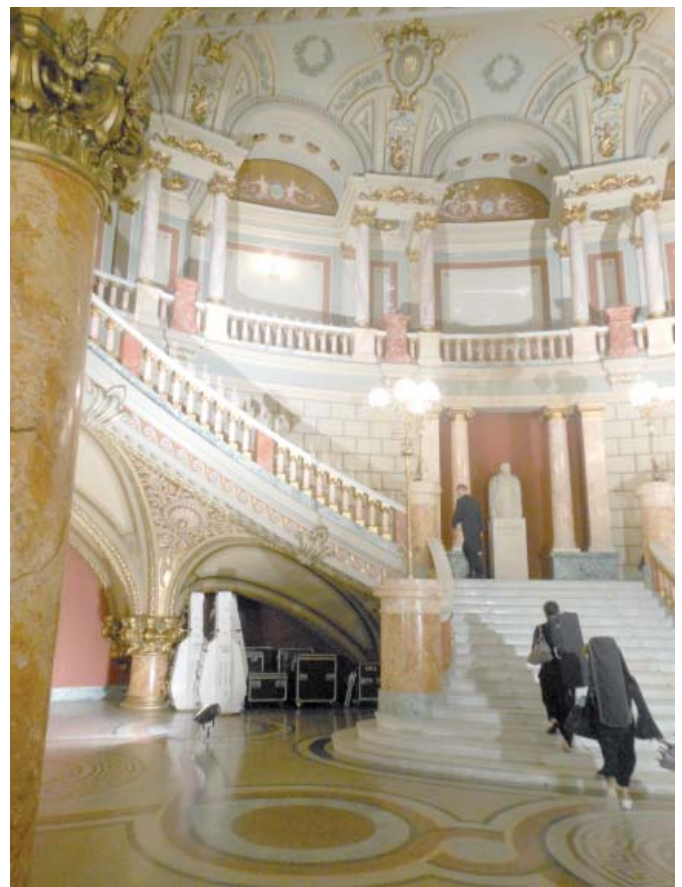
VON MARKUS BAUER

Das Gebäude des rumänischen *Ateneu* liegt im Zentrum von Bukarest, an der *Calea Victoriei* gegenüber dem früheren Königspalast, der heute als Nationalmuseum dient, neben dem Hilton Hotel, dem einstigen legendären Athénée Palace. Das Senatsgebäude ist nicht fern, von dessen Balkon der Diktator Nicolae Ceaușescu seine letzte Rede vor eilig herangekarrtem Publikum hielt. Jetzt erinnert ein Denkmal auf dem Platz an die Opfer der „Revolution“. Eigentlich als Zirkus geplant und daher in einer ungewöhnlichen Rundform realisiert, hat das *Ateneu* seit 1886 eine tief in der Stadt Bukarest verankerte Geschichte erlebt – als Vortragsort, als Versammlungslokal, vor allem aber als Musiksaal. Mit seinem klassizistischen monumentalen Säulenportal, den erneuerten farbigen floralen Motiven, prächtigen Ornamenten, glänzendem Marmorboden, eigentümlich runden Treppenaufgängen im Inneren eröffnet sich dem Besucher des Enescu-Festivals 2017 eine andere Welt, die in den runden Saal führt, dessen Akustik durch seine Intimität nahe und konkret wirkt.

In dieser fast schon intimen Räumlichkeit unter dem historischen Fries mit den Darstellungen der Geschichte des Landes tritt die Camerata Salzburg unter dem Dirigat Pinchas Zukermans auf. Der geräumige Rundsaal mit seinen kleinen erhöhten Logenansätzen entlang der Wand unter der riesigen Deckenrosette ist voll besetzt. Mit wenigen Bewegungen leitet Zukerman das Spiel, setzt dann zu seinen Solos bei Enescu und Schubert an. Herzlicher Applaus begleitet die Musiker in die Pause. Solchermaßen eingestimmt wird der zweite Teil zu einer einzigartigen Transformation durch Mozarts Musik. Zukerman dirigiert mit flächigen Bewegungen. Es scheint, als schwebte der Saal, als trete eine vollkommene Entspannung ein, die Zeit und Raum völlig transzendiert, als gäbe es nur noch ein Sein in dieser Musik. Diese Stimmung erfasst das Publikum, das am Ende mit endlosem Applaus der Camerata und Zukerman für das singuläre Ereignis dankt. Bravo-Rufe, Blumen, Dirigent und Camerata spielen völlig gelöst zum Abschied „Guten Abend, gute Nacht“ und animieren das Publikum zum Mitsingen, ein begeisternder Auftritt.

Es sind Konzerte wie das der Camerata Salzburg mit Pinchas Zukerman, die dafür sorgen, dass wenige Tage nur genügen, um eine eigentümliche Sucht herzustellen: nach dem Ambiente des Festivals, nach der intensiven Wahrnehmung klassischer Musik gespielt von den besten Orchestern und Solisten, nach dem *Ateneu*, nach der Freiluftbühne zwischen Hilton und Nationalmuseum, nach dem internationalen Publikum von Melomanen, die sich in den Pausen über zufällige Treffen in Moskau, New York oder anderen Hotspots der Klassikszene unterhalten, nach den „Stars“ und Virtuosen, nach der Pause zwischen den

Aufführungen für einen kleinen Kaffee in den Nebenstraßen. Wenn dann das Wetter noch eine unaufdringliche Septembersonne mit den Vorboten des Herbstes bereit hält, damit sich der Pulk der Hörer trockenen Fußes zwischen *Sala Palatului* und *Ateneu* bewegen kann, ist das alle zwei Jahre stattfindende Bukarester Enescu-Festival ganz bei sich und seine eigene Welt, in der trotz aller Ablenkungen und Repräsentationen nur das zählt, weshalb Orchester und Publikum aufeinander treffen: klassische Musik in höchster Perfektion zu spielen und zu hören.



„Ateneu“ – Die Musiker begegnen dem Hauspatron.

Foto: Markus Bauer

Im *Ateneu* finden die Reihe der nachmittäglichen Kammerkonzerte und Recitals sowie die „*Concertele de la miezul nopții*“ (Mitternachtskonzerte) statt, die großen Orchesteraufführungen in der Reihe „*Mare Orchestrii ale lumii*“ (Große Orchester der Welt) im Betonbau des *Sala Mare a Palatului*, der an die 4.000 Zuschauer fassen kann. Weitere Konzerte finden im *Sala Radio* oder der Oper statt. Vor dem Auftritt der Camerata Salzburg, die um 22.30 Uhr in der Reihe „*Concertele de la miezul nopții*“ spielte, gab es das große Abendkonzert der Münchner Philharmoniker unter Valery Gergiev mit dem jungen Rumänen Andrei Ioniță als Solo-Cellisten. Gergiev leitet mit geringen

unablässigen zuckenden Andeutungen seiner Hände ein Orchester, das wie aus einem Guss spielt, einen „Sound“ produziert, der perfekt voll und harmonisch klingt, als handelte es sich um eine ausgefeilte Studioaufnahme. Dies galt bereits für den Vorabend, als die Münchner mit Daniel Trifonov Rachmaninow und Bruckner aufführten, und Trifonov seinen Ruf als einer der besten Pianisten seiner Generation einmal mehr erwies. Jetzt ist für das Publikum natürlich Ioniță die Sensation. Der junge, noch etwas links die traditionellen Rituale des Auftretens ausübende Cellist gewinnt durch sein hoch intensives Spiel ebenso wie durch die wenigen Worte, die er an das Publikum richtet und den Auftritt seiner verstorbenen Großmutter widmet. Einer der in den vorderen Reihen sitzenden Musikkritiker hält Gergievs Rimsky-Korsakov-Interpretation für bis dahin das beste Konzert des Festivals. Eine andere aber sagt trocken: „Gergiev killed Enescu, that’s for sure.“ Dies ist eines der immer wiederkehrenden Themen des Festivals: Zwar wird Enescu häufig von den großen Orchestern gespielt, aber nicht immer mit der Intensität und Leidenschaft, die dem Komponisten zukommt, und die das Publikum zu Recht erwartet: Enescu ist einer der interessantesten und zugleich unbekanntesten Komponisten des 20. Jahrhunderts.



„Sala Palatului“ – Münchner Philharmoniker unter Valery Gergiev mit Andrei Ioniță. Foto: Markus Bauer

Drei Jahre nach dem Tod Enescus in Paris wurde das Festival 1958 gegründet. Es hatte zunächst einen dreijährigen Rhythmus. Mit den dunklen 1980er Jahren wurde auch die Ausrichtung des Musikereignisses immer schwieriger und unregelmäßig, bis nach der Wende das Parlament 1991 seine Einrichtung und vor allem Finanzierung gesetzlich regelte. Seit 2001 findet es alle zwei Jahre statt. Am ersten Festival 1958 nahmen u. a. Yehudi Menuhin, Claudio Arrau, Nadia Boulanger und David Oistrach teil. Menuhin war einer der bedeutendsten Schüler Enescus gewesen und trat nach der Wende als Ehrenpräsident bis 1996 auf. Das Festival brachte viele der großen Namen der klassischen Musikwelt in die rumänische Kapitale: Sergiu Celibidache, Herbert von Karajan, Lorin Maazel, Svyatoslav Richter, Arthur Rubinstein, Grace Bumbry, Elisabeth Schwarzkopf, Isaac Stern, Mstislav Rostropovich, Friedrich Gulda, Kurt Masur, Riccardo Muti, Hélène Grimaud, Isabelle Faust und

viele andere. Für viele Rumänen wurde das Festival zum Sprungbrett internationaler Karrieren, wie Radu Lupu, Iosif Conta, Ion Voicu, Dan Grigore.

Anfangs standen dem Festival nur das *Ateneu* und die Staatsoper als Aufführungsorte zur Verfügung, bis dann der *Sala Palatului* und auch der Radiosaal hinzukamen und das Platzangebot drastisch erhöhten. Das Festival bot dem kommunistischen Regime anfangs die Möglichkeit zur Demonstration von Weltoffenheit und künstlerischer Freiheit, zunehmend präferierte das Programm aber vor allem Orchester aus den Ostblockstaaten, und das Regime schränkte den finanziellen Rahmen ein.

Was 2017 das Budget von nur 8 Millionen Euro leistet, zeigt das Programm der 24 Tage im September. Im Laufe der Editionen hat das Festival immer wieder auch Ballett und Weltmusik gefördert, jetzt gibt es auch ein Internationales Forum der Komponisten, und zusätzlich im jeweils folgenden Jahr einen Enescu-Wettbewerb, deren Gewinner beim Festival auftreten.

Nachwuchsförderung auch auf der *Piața Revoluției*: Auf dem Platz vor dem *Ateneu* ist eine Open-Air-Bühne aufgebaut, auf der während der Festivaltage junge Musiker auftreten. Außerdem werden seit einiger Zeit auch die lokalen Orchester in Rumänien mit einbezogen – sei es, dass in den Städten Konzerte des Festivals stattfinden, sei es, dass die Philharmonien aus Jassy/Iasi, Klausenburg/Cluj u. a. in Bukarest auftreten. Künstlerischer Leiter des Festivals ist Vladimir Jurovski, Leiter des Rundfunksymphonieorchesters Berlin, der das Festival mit einer Aufführung von Enescus Oper „Oedipe“ eröffnete, Ehrenpräsident ist Zubin Mehta; diese Rolle hatte jahrelang der Leiter der Wiener Oper, Ioan Holender, ein gebürtiger Temeswarer, inne, der wesentlich zur Etablierung des Festivals nach der Wende im globalen Festivalkalender beitrug.

Zu den Stars 2017 gehört auch Anne-Sophie Mutter. Sie tritt mit dem Pittsburgh Symphony Orchestra unter Martin Honeck auf. Konzentriert, ernst, gelingen ihr schöne Momente der Übereinstimmung in den lyrischen Stellen mit dem Orchester bei Dvořáks Violinkonzert op. 53. Ein israelischer Kritiker lobt die Geigerin sehr für ihr Spiel, ihre Zugaben ergreifen das Publikum, das erst nach mehreren Aufgängen Anne-Sophie Mutter verabschiedet. Im zweiten Teil des Abends gibt es Mahlers 1. Sinfonie. Ein überraschend lautmaleriesches Stück, mit Vogelstimmen, Waldesrauschen, aber auch modernistischen Phrasierungen, die an Synthesizer denken lassen. Honeck gibt alle Details ausführlich und konkret. Dazu unterlegen lange Cello-Passagen das Stück, als ob es von Steve Reich oder Philip Glass übernommen sei, bis dann die Tuba einen bedrohlichen Fortgang andeutet. Dazwischen irre Dynamiken, große Lautstärken, Paukenschläge, Walzer, bayerische Biergärten, fast schon Blues, teilweise klingt es wie Kurt Weill. Buchstäblich sehen kann das Publikum diese Vielfalt und Dynamik in der Gestalt des Dirigenten: Honeck hat für jede musikalische Situation die mimische Figur parat, tanzt wie einst Celibidache oder Chaplin,

nur impulsiver, oder wie ein Rockstar an der Luftgitarre; Honeck macht Musik sichtbar, sein Zeigen dient der Präzision des Stückes, die atemberaubend ist. Diese sichtbare Arbeit von Dirigent und Orchester produziert eine eigene Präsenz der Musik. Der israelische Kritiker nennt die Aufführung „phantastic“, es gibt zahllose Aufgänge, Zugaben, am Schluss standing ovations!

Welch ein Gegensatz zu den kleinen Handzeichen von Gergiev! In einer Typologie des Dirigierens kommt der rumänische Dirigent Tiberiu Soare, der im *Ateneu* Mozart, Lipatti und Dediu wie einen Ausdruckstanz der 1920er Jahre dirigiert, Honeck nahe: Durch wellenförmige Bewegungen mit den Handflächen nach außen scheint er jede Ungenauigkeit abwehren zu wollen; einer Puppe aus japanischen Theatern oder einem Harlekin aus der italienischen Bühne gleich ahmt Soare die Musik durch seine expressive Mimik nach, was dem Spiel des rumänischen Pianisten Viniciu Moroianu entgegen kommt.

Die Moderne kommt im Repertoire des Festivals nicht zu kurz, wird aber nicht immer wertgeschätzt. 2011 etwa gab es noch einen Abend mit rumänischen Modernisten, die großenteils im nicht sehr gefüllten *Ateneu* persönlich anwesend waren. Eine innovative, überraschende, kurzweilige Musik! Beeindruckend damals auch die Aufführung von Messiaens „Turangalila“. Eine rumänische Kollegin verweist aber darauf, dass im jetzigen Programm mehr Musik des 20. Jahrhunderts sei denn je.

Das Publikum wirkt angenehm entspannt, zwar gibt es Versuche, sich möglichst aufgedonnert zu präsentieren. Auch sind immer wieder Politiker, wie der frühere Ministerpräsident Năstase oder der Expräsident Emil Constantinescu, zu sehen, aber andererseits zeigen sich viele lässig ohne aufgesetzte Präntention, musikliebend und applausfreudig. Man feiert die Stars, erfreut sich des eher konservativen Kanons. Diesen Anschein erweckt die Reaktion auf das Konzert des Royal Philharmonic Orchestra unter Charles Dutoit. Dutoit hat die Bewegungen eines alles kennenden alten Löwen, zeigt zunächst wenig äußeres Engagement, dirigiert mit Blicken und Gesichtsausdruck Ravel, Beethoven und Strawinsky. Ravels „Pavane“ ist für den Ravel-Spezialisten ein besonderes Anliegen. Beethovens Konzert für Violine mit Frank Peter Zimmermann wird zu einer sehr freundlichen, aber auch dynamischen Angelegenheit, die Zimmermann hervorragend meistert. Sein wunderbares Solo und die Zugabe begeistern das Publikum. Ganz groß wird dann für Strawinskys „Petrushka“ in der Version von 1911 aufgefahren. Das Orchester vergrößert sich noch einmal, zwei Harfen, Flügel, Vibraphon, Harmonium dienen der Evokation von Jahrmarkt, Straßenlärm ähnlich lautmalerisch wie bei Mahler. Eine große Leistung von Dutoit, diese Klangmassen zu bändigen – was ihm hervorragend gelingt, wenn auch das Publikum eher zurückhaltend bleibt. Ebenso wenig Reaktion auf die phantastische Zugabe, dem letzten Teil von Ravels „Ma mère l’oye“ in einer überirdisch reinen Aufführung. Einer der Höhepunkte dieser Tage!



„Ateneu“ – Bühne mit Orchestre de chambre de Lausanne und Dirigent Joshua Weilerstein. Foto: Markus Bauer

Schreck am Dienstag! Einer der täglich ausgedruckten Programmzettel gibt für die ausgefallenen Leonidas Kavakos und Kyrill Gerstein zutreffend die eingesprungenen Ray Chen und Julien Quentin an, die mit nur zwei Tagen Vorbereitungszeit ihre Aufgabe glänzend lösen. Aber der Zettel zeigt als Termin für den Auftritt von Martha Argerich plötzlich Mittwoch an! Wenn man längst im Flieger sitzt! Eine Katastrophe! ... Aber diesmal doch nur ein Druckfehler. Nach Chen/Quentin eilen alle vom *Ateneu* zum *Sala Palatului*, wo sich bereits zahlreiche Kartensuchende mit Pappschildern vor den Eingangstüren tummeln. Es steht der Auftritt von Martha Argerich mit Charles Dutoit (ihrem früheren Ehemann) mit dem Royal Philharmonic Orchestra an. Nach Enescus Rumänischer Rhapsodie Nr. 1 gibt es Ravels Klavierkonzert in Dur. Nur zwei Reihen von der Bühne entfernt ist das Geschehen genau zu verfolgen (wenn auch hier die Akustik nicht die beste ist). Selbst das Orchester zeigt sich von dem Ereignis beeindruckt. Argerich kommt, gefolgt von Dutoit mit gebührendem Abstand, in langsamen Schritten, nimmt freundlich den großen Applaus entgegen, setzt sich an den Flügel. Ihr Spiel im Zusammenklang mit dem Orchester ist einzigartig. Mit leichten Bewegungen vergewissert sich der Dirigent der Harmonie zwischen Flügel und Orchester, Argerichs Spiel ist wie nicht von dieser Welt. Der Riesensaal, in dem sonst fast permanent irgendwo Husten zu hören ist, wird allmählich immer leiser. Bei der kleinen Pause im Adagio dann, als die Hände der Argerich sich einen Bruchteil lang in der Luft halten, herrscht komplette Stille in dem Betonsaal mit seinen tausenden Zuhörern, mit buchstäblich angehaltenem Atem erwartet das Publikum die ansatzlos gespielte nächste Note – eine Aufhebung von Raum und Zeit, eine Präsenz der Musik, die unwiederbringlich ist. Der absolute Höhepunkt der wenigen Konzerte, die wir in drei Tagen hören durften.

Dr. Markus Bauer beschäftigt sich nach einer mehrjährigen Universitätslehre in Jassy/Iasi in zahlreichen Büchern und Aufsätzen sowie Zeitungsartikeln mit der rumänischen Kulturgeschichte.

Von Siebenlehn nach Siebenbürgen

VON THOMAS SCHARES

Weit weniger bekannt, aber nicht weniger bedeutend als die berühmte Naturforscherin Maria Sibylla Merian ist die aus dem sächsischen Siebenlehn stammende Amalie Dietrich. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts leistete sie Bedeutendes auf den Gebieten der Botanik und der Zoologie. Ihr Ehemann Wilhelm Dietrich brachte die aus kleinen Verhältnissen stammende Amalie auf dieses Fachgebiet. Nach Jahren weiter Sammelreisen zu Fuß mit dem Hundewagen ging sie schließlich im Auftrag des Hamburgischen Kaufmanns und Reeders Johan Cesar Godeffroy zu einem zehnjährigen Forschungsaufenthalt nach Australien und trug dort eine der umfangreichsten durch eine Einzelperson gesammelten Pflanzen- und Insektensammlungen zusammen. Da sie aus Australien auch einige Präparate von toten Aborigines nach Hamburg in die Sammlungen des Godeffroyschen Museums verbrachte, nennt man sie in Australien bis heute noch vereinzelt „Angel of Black Death“.



Amalie Dietrich mit ihrer Tochter Charitas, aus der Buchausgabe 1926

Wegen eines familiären Zerwürfnisses und wohl auch der prekären wirtschaftlichen Situation zog sie im Jahr 1852 mit ihrer damals vierjährigen Tochter Charitas nach Bukarest zu ihrem Bruder, der sich als Handwerker in der walachischen Hauptstadt niedergelassen hatte und dort zu Wohlstand gekommen war.

Im Jahr 1909 legt die Tochter Charitas Bischoff ein Buch vor: die Lebensgeschichte ihrer Mutter Amalie Dietrich. Der Aufenthalt in Bukarest und in Siebenbürgen wird darin in mehreren Kapiteln behandelt, die erste größere Reise der nachmals weitgereisten Botanikerin. Dass diese aus einem Impetus existentieller Verzweiflung heraus angetretene Fahrt in der fünfzig Jahre später geschriebenen Erzählung der Tochter einige interessante Einblicke in die zeitgenössische Wahrnehmung der

Walachei und Siebenbürgens bietet, soll im Folgenden kurz dargelegt werden.

Die Reise in die Walachei wird von der ersten Erwähnung an als großes, mit Unwägbarkeiten verbundenes Abenteuer beschrieben, was nicht nur mit ihrer dramaturgischen Funktion innerhalb des fiktionalisierten Lebensberichts zusammenhängt. Bereits bei der Ausstellung des Passes bemerkt der Amalie Dietrich wohlgesonnene Stadtrichter: „Ich glaube, wenn man in diese Gegenden kommt, hört jede Berechnung auf. Da können Zufälligkeiten mitspielen, an die hier kein Mensch denkt.“ Aber: „Gottes Hand reicht auch bis in die Walachei.“

Die Reise selbst wird sehr ausführlich beschrieben. Der Aufwand, mit dem eine Balkanfahrt in der Mitte des 19. Jahrhunderts verbunden war, wird durch die Darstellung plastisch greifbar. Die Fahrt führt zunächst per Omnibus (ein von Pferden gezogener Großwagen) nach Dresden. Mit dem Zug geht es von dort aus weiter über Prag nach Wien, wo von der türkischen Gesandtschaft ein Visum für die Walachei ausgestellt werden muss, da sich das Fürstentum noch nicht aus der Abhängigkeit von der Pforte gelöst hat. In die vier Tagen des Warten auf die Einreiseerlaubnis mischt sich eine zunehmende Sorge der Dietrich, ob das Geld für die Reise wohl ausreichend sei. Die Fahrt geht schließlich weiter zu Wasser nach Budapest. Dort gilt es auf das nächste Schiff der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft erneut zu warten.

Auf dem Schiff lernt man den Kapitän kennen und begegnet auch dem „ersten Türken“. Es folgen nicht nur erste Reisebekanntschaften, auch wird der Weg nun im Detail beschrieben. Die Fahrt führt nach Belgrad, am Babakai-Felsen vorbei. Eine längere Beschreibung erfährt die Durchfahrt durch das Eiserne Tor. In „Giurgewo“ (Giurgiu) schließlich endet die Schifffahrt und es erfolgt der Umstieg auf das typische, oft beschriebene Verkehrsmittel der Walachei, den mit vielen Ochsen bespannten, großen Planwagen.

Die ersten Eindrücke von der einheimischen Bevölkerung lesen sich wie die Klischees zeitgenössischer Berichterstattung: „Die walachischen Fuhrleute mit ihrem schmutzigen Schafspelz, der dicken Lammfellmütze und den weichen Bundschuhen“, natürlich fallen die Bordeie auf: „nur dann und wann ... eine erbärmliche Hütte, deren erdbedecktes Dach fast unmittelbar auf dem flachen Boden ruht“; ein „halb verfallene[r] Ziehbrunnen, der seine dürren Arme kläglich in die Luft streckt“, eine „elende, walachische Schenke“. Die ersten Eindrücke sind beherrscht von Schmutz und Elend. Dazu gesellt sich bald ein pittoreskes Element. Während

der Übernachtung in einer walachischen Schenke in Calugareni wohnen die Reisenden einer Hora bei. Die deutsche Übersetzung des Liedtexts ist im Buch abgedruckt. Bei der Ankunft in Bukarest ändern sich die Eindrücke

es zu einer erneuten Flucht. Mit Unterstützung des evangelischen Stadtpfarrers Neumeister kommt sie auf einem sächsischen Hof bei Kronstadt/Braşov unter, ihre Tochter bleibt vorerst bei Bruder und Schwägerin.

Der im Buch abgedruckte Liedtext der Hora

(Übersetzung ins Deutsche von Pfr. Rudolf Neumeister)

*Laß uns, Schätzchen, tanzend wanken!
Wird getanzt heut bis zum Abend
Bist so schön mein Liebchen traut,
Wie ein Frühlingstag so labend,
Komm, Mariechen, meine Braut.
Stampfet mit den Füßen alle,
Daß der Erdball fühlt den Tritt,
Daß die Welt staunt vor dem Schalle,
Ja, sogar der Himmel mit!
Heut ist Tanz in vollem Chore,
Drum, ob auch die Sohle flieh!
Tanzend möchte ich in der Hore
Mit dir sterben – Herzmarie!*



Der Tanz der Hora (Postkarte um 1890)

zunächst nicht: Armut, Schmutz und Exotik. „Sie wanderten durch elende, ungepflasterte Straßen, in denen sich vor ärmlichen Lehmhütten halbnackte Kinder herumtrieben“; „Straßen mit überdachten Säulengängen, wo fremdartig gekleidete Menschen Waren feilboten.“

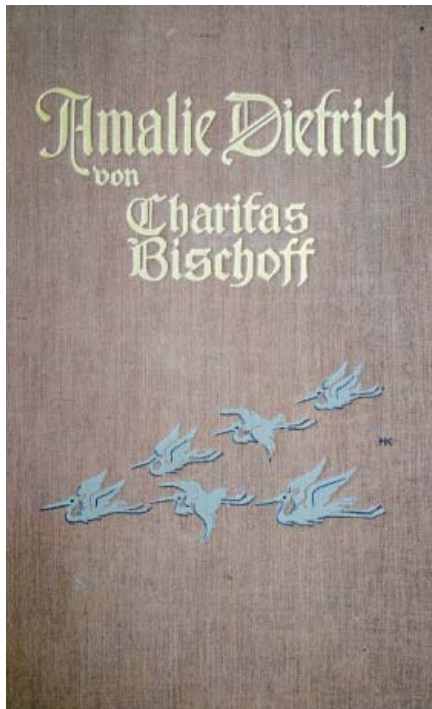
Endlich gelangt man in die „Callea Podo mogoschoae“ (Calea Podul Mogoşoaiei – die heutige Calea Victoriei), in der der Bruder sein Beutlergeschäft hat, „Karl Nelle. Handschuhmacher“ ... „erleichtert atmete [Amalie] auf, hier war keine Armut.“

Der Aufenthalt bei dem an den Gestaden der Dâmboviţa als Handwerker wohlhabend gewordenen Bruder gestaltet sich allerdings weniger positiv als erwartet. Die Schwägerin versucht, Amalie die Tochter zu entfremden. Zwar wird Amalie begrüßt mit den Worten: „Bukarest heißt Freudenstadt. Möge der Name eine gute Vorbedeutung für euch haben. Viel Freude in Bukarest!“ Doch das Bemühen der Volksetymologie für den Städtenamen, das sich wie ein Leitmotiv durch die Kapitel zieht, konterkariert eigentlich nur die Erlebnissee der Dietrich. Vom ersten Tag an muss sie sich verbiegen, und das Leben bei den wohlhabend gewordenen Verwandten, die ihre Sitten verfeinert haben, geht gegen ihre Natur. Zur Notwendigkeit der Anschaffung einer neuen Garderobe kommentiert die Schwägerin Leanka: „Für die Niederstadt [in Siebenlehn] genügt diese Weisheit wohl, aber jetzt bist du in einer Weltstadt, da mußt du schon unseretwegen mitmachen.“ Die neue Kleidung ruiniert sich Amalie freilich bei einem Ausflug ins Grüne, als in ihr die Botanikerin erwacht und sie in einem Sammelfuror in die Wiesen stürzt. Ihr Wesen, das sie bei ihrem Bruder und ihrer Schwägerin unterdrücken musste, bricht sich nun Bahn. Als die Schwägerin ihr schließlich das Pflanzenpräparieren im Haus untersagt, kommt

Bukarest, von der Schwägerin als „Weltstadt“ tituliert, hinterlässt gleichwohl einige intensive Impressionen bei Amalie. Die Eindrücke sind geprägt von einer Exotik balkanischen Gepräges: „Bukarest ... eine der interessantesten Städte der Welt, da sich hier Morgenland und Abendland in bunter Mischung vereinigen. ... Welche Gegensätze! ... Die Männer in dem kurzen Wams mit dem breiten Ledergürtel und dem roten Fes auf dem Kopfe waren Bulgaren. Hier kamen Serben und Türken, und diese weißbärtigen, ehrwürdigen Gestalten, denen das lange Gewand bis an die Knöchel reichte, waren Juden. Die mit der Lammfellmütze im reichgestickten Schafspelz waren Rumänen.“ Aus der zu dieser Zeit gut entwickelten, die Stadt mitprägenden deutschen Gemeinde finden das *Bukarester Tageblatt* und der Pastor Neumeister der evangelischen deutschen Kirche wohlwollende Erwähnung – Rudolf Neumeister ist eine reale Persönlichkeit und war von 1846 bis 1867 Pfarrer in Bukarest, die Gemeinde prosperierte in dieser Zeit und hatte ca. 2500 Mitglieder. Aber letztlich ist es eine „große, laute Stadt ... Die sinnverwirrenden Laute, die bunten Trachten, das glitzernde, gleißende Wesen, alles tat ihrer wunden Seele weh.“

Amalie Dietrich bricht, wieder mit dem Planwagen, auf zu einer dreitägigen Reise nach Kronstadt, denn „in einer walachischen Dorfschenke übernachten ist nicht ratsam“. Der Eindruck, den die rumänische Bevölkerung macht, ist bereits bekannt: „eine fröhliche, leichtlebige, aber arme Bevölkerung, die wenig Bedürfnisse zu haben schien.“ Das Element der Genügsamkeit kommt noch hinzu. Die walachischen Frauen finden eine gesonderte Würdigung: „Wie interessant erschien ihr die malerisch gekleidete, stets fleißige Walachin, spann sie doch, wo sie ging und stand, ob sie nun die Ware auf dem Kopfe

zum Markte tragend, den Weg zur Stadt machte, oder ob sie vor ihrer Lehmhütte, umgeben von ihren zerlumpten und halbnackten Kindern, im Freien saß, immer drehten



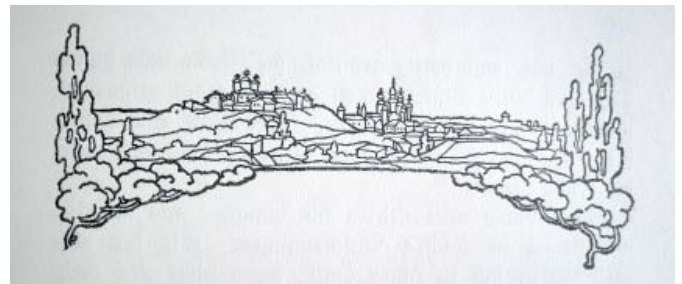
Buchausgabe 1926

die rastlosen Finger die schnurrende Spindel.“ Die verwaorlosten Kinder sind an dieser Stelle des Textes bereits zum Stereotyp geworden. Als Amalie schließlich bei den Sachsen ankommt, werden diese in einen zivilisatorischen Gegensatz gestellt zu der rumänischen Bevölkerung: „Hier bei den Siebenbürger Sachsen fühlte man sofort, daß Fleiß und Mühe den Boden zu einem viel reicheren Ertrag zwingen, der seinen Eigentümern Behaglichkeit und Wohlstand gewährte.“ Die deutschen Kolonisten zeigen der einheimischen Bevölkerung, wie man es besser macht. Die kulturelle Zuordnung erfolgt über das in der Beschreibung fest etablierte Gegensatzpaar *faul-fleißig*.

Im Abstand von 50 Jahren beschreibt die Tochter eine Reise, die sie im Alter von vier Jahren gemeinsam mit ihrer Mutter unternommen hat. Sie speist sich dabei aus eigenen Erinnerungen sowie den Erzählungen der Mutter. Gleichwohl bergen Charitas Bischoffs Texte über ihre Mutter einige Probleme: Die Korrektheit der Lebensbeschreibung ist auf vielen Ebenen angezweifelt worden; bei einem kleinen Band mit Briefen der Mutter stellte sich gar später heraus, dass Tochter Charitas die Briefe sämtlich eigenhändig verfasst hatte. Klar wird gerade auch aus den Beschreibungen der

Walachei und Siebenbürgens, dass sich Charitas Bischoff auch aus anderen Quellen bedient hat und angelesenes Wissen vor uns ausbreitet. Auffällig exakt decken sich die gegebenen Beschreibungen mit den in der Zeit des Kaiserreichs gängigen und tradierten Wahrnehmungsmustern. Die Darstellung der walachischen Länder und Bevölkerung folgt sehr eng dem, was die deutschsprachigen Diskurse der Zeit vorhalten. Die Beschreibung von Land und Leuten in den „rumänischen“ Kapiteln der Lebensbeschreibung von Amalie Dietrich kann durchaus als konventionell bezeichnet werden, sie ist ein Spiegel des zeitgenössischen Bilds von Rumänien im deutschsprachigen Raum. Darüber hinaus bleibt die Darstellung von Land und Leuten jedoch eigentümlich blass und erschöpft sich in wenigen groben Pinselstrichen. Nichtsdestotrotz ist den Beschreibungen der rumänischen Länder in Charitas Bischoffs Buch aber nicht jedwede Authentizität abzuspochen – dafür wiederum sind zu viele Details stimmig, namentlich die Erwähnung des Stadtpfarrers Neumeister.

Amalie Dietrichs Reise in die Walachei findet in den anderen Quellen über eine der verdienstvollsten deutschen Naturforscherinnen keinerlei Erwähnung, was nicht verwundert, ist es doch eine gescheiterte Unternehmung, die sich nicht so recht in die spätere Entwicklung der Vita fügt. Alldieweil wird sie bei der Heimkehr vom Stadtrichter mit den Worten empfangen: „Die Fremde ist Ihnen nicht schlecht bekommen!“ Es sollte auch nicht Amalie Dietrichs letzte Reise sein.



Stilisierter Buchschmuck: Ansicht von Bukarest; Buchausgabe 1926

Dr. Thomas Schares hat von 2008 bis 2013 in Rumänien gelebt, gearbeitet, gelehrt und geforscht. Er publiziert regelmäßig zu Themen mit Rumänienbezug.

Zwischen transnationaler Lebenswelt und lokaler Verbundenheit

VON ANNEMARIE MATTHIES

Wenn es um Arbeitsmigration geht, ist Rumänien in der deutschsprachigen medialen Berichterstattung sehr präsent: Als *Problemfälle* werden diejenigen verhandelt, die auf westeuropäischen Arbeitsmärkten ihre Arbeitskraft zu Niedrigpreisen verkaufen, mit dem Lohn den Lebensunterhalt ihrer Familien in den Herkunftsländern finanzieren und mit ihrer Arbeit der Wirtschaft in den Aufnahme- und mittels Devisen denjenigen in den Herkunftsländern einen nicht unerheblichen Dienst erweisen.

Transnationale Lebenswelten, Sozialräume, Netzwerke und Gemeinschaften

Anders als in den 1960er Jahren findet im Falle der seit den 1990er Jahren (und verstärkt seit Mitte der 2000er Jahre) entstehenden Arbeitsmigration aus dem Südosten Europas keine dauerhafte Abwanderung aus den Herkunftsländern statt; es ist eine Migrationsform entstanden, bei welcher der Arbeitsort vom Herkunftsort, der zugleich Hauptwohntort bleibt, getrennt ist. Gelenkt werden die „neuen Migranten“ nicht durch gezielte Anwerbung, sondern durch selbstorganisierte Netzwerke, die sich nicht selten über den halben Kontinent spannen.

In den Sozialwissenschaften wurden seit Beginn dieser Migrationsform Konzepte entwickelt, welche deren alltagsweltlichen Resultate greifbar machen sollten. Dabei existieren konzeptionelle Unterschiede, die sich, auch durch unterschiedliche disziplinäre Blickweisen bedingt, mal stärker auf die Entstehung kultureller Gemeinschaften, mal stärker auf die Transnationalität der Migration und mal stärker auf die ökonomischen Charakteristika von Netzwerken konzentrieren. Eine gemeinsame Grundannahme der meisten Konzepte ist dabei, dass im Zuge ständiger Pendelbewegungen zwischen Heimatland und Arbeitsort Netzwerke zwischen Migranten entstehen, welche soziale Räume hervorbringen, die geographisch diffus, in jedem Falle nicht an einen bestimmten Ort gebunden seien. Migrationsnetzwerke konstituierten gewissermaßen de-lokale Orte, maßgeblich unterstützt durch technologische Innovationen auf dem Feld von Kommunikation und Transport, und bewirkten im Zuge ihrer sukzessiven Normalisierung, dass Menschen sich sowohl ihren konkreten Lebens- und Arbeitsplänen, als auch in Fragen der ideellen *Beheimatung* mit ihnen identifizierten. Statt einer lokal bestimmbar Heimatausprägung gebe es zunehmend Heimatformen, die aus über Orts- und Staatsgrenzen hinweg aufspannenden Beziehungsnetzwerken resultierten. Migranten, so eine Annahme, nutzten die transnationalen Netzwerke zwischen Heimat- und Ankunftsort mithin auch, aber nicht allein pragmatisch; vielmehr werde der transnationale Raum zwischen den Orten sukzessive zur Heimat, und neben die notwendige

Gebundenheit in transnationale Netzwerke trete eine ideale *Verbundenheit* mit ihnen.

Fallstudien: transnationale Lebenswelten zwischen Rumänien und Deutschland im Jahr 2008

Im Jahr 2008 hatten die hier skizzierten Annahmen in der sozialwissenschaftlichen Forschung den Charakter von Thesen, die der empirischen Überprüfung bedürfen. Im Rahmen meiner Magisterarbeit habe ich daher sechs Wochen im Kreis Mureș verbracht und mittels teilnehmender Beobachtung und Interviews Konzepte transnationaler Lebenswelten auf ihre Stimmigkeit in diesem Fall überprüft. Zum besseren Nachvollzug der Ergebnisse sollen drei der Befragten, die ich im vergangenen Jahr wiedertraf, hier kurz vorgestellt werden. (Die Namen der Befragten wurden geändert, ebenso weicht die Altersangabe leicht vom tatsächlichen Alter ab.):

Adina war im Jahr 2008 knapp 30 Jahre alt. Seit Ende 2000 übte sie in Süddeutschland eine Tätigkeit als ungelernete Pflegekraft in einem Privathaushalt aus. An diese Stelle war sie über eine zuvor ausgeübte Au-Pair-Tätigkeit gelangt; diese wiederum hatte sie über Kontakte ihrer ebenfalls aus dem Kreis Mureș stammenden und in Süddeutschland lebenden Cousine erlangt. Adina verbrachte etwa eineinhalb Monate des Jahres in Rumänien und sendete etwa die Hälfte ihrer Einkünfte an ihre dort lebende Familie.



Eine der befragten Personen stammt aus Trappold/Apold (Kreis Mureș), das aufgrund seiner eindrucksvollen Kirchenburg touristische Bekanntheit erlangt hat.

Foto: Cerghizan Radu

Răzvan war zum Zeitpunkt der Interviewführung 25 Jahre alt. Von seiner in Süddeutschland verheirateten Tante war er neun Jahre zuvor eingeladen worden und im

Anschluss an diesen Besuch das erste Mal zu Erntearbeiten nach Deutschland gefahren. Seitdem war er jedes Jahr bei der Ernte sowie gelegentlich, vor allem im Winter, im Schlachthaus tätig. Etwa neun Monate pro Jahr verbrachte er in Deutschland, die restliche Zeit in Rumänien, wo er bei seiner Familie wohnte. Den überwiegenden Teil seiner Einkünfte sendete er nach Rumänien, einen kleinen Teil sparte er, um sich selbst einmal Land in Rumänien kaufen zu können.



Das Zentrum der Stadt Schäßburg/Sighișoara, aus der eine der befragten Personen stammt, wurde im Jahr 1999 zum UNESCO-Weltkulturerbe ernannt. Foto: Dominik Tiefert / CC BY-SA 3.0

Vlad war 48 Jahre alt und pendelte bereits seit 12 Jahren zwischen Rumänien und Deutschland. Er arbeitete auf Baustellen, zumeist in Berlin, wo er mit seinem Bruder und zwei Kollegen eine Wohnung gemietet hatte. Mehr als die Hälfte seiner Einkünfte sendete Vlad seiner Frau und seinen bereits erwachsenen Töchtern, die in Rumänien im Haus des Bruders lebten. Im Sommer sowie im Januar verbrachte Vlad oft mehrere Wochen in Rumänien; er plante, sobald es die Ersparnisse zuließen, ganz nach Rumänien zurück zu kehren.

Ein Resümee der damaligen Interviews und Netzwerkerhebungen war: Bei den Befragten kann von einer Transnationalisierung der Lebenswelt gesprochen werden, wenn damit auf den Aspekt der Gebundenheit rekurriert wird. Tatsächlich spannte sich der Alltag der Befragten, die „hier“ arbeiten, um für „dort“ Geld zu verdienen, und deren Primärkontakte häufig noch immer am Herkunftsort liegen, zwischen zwei Orten und mithilfe der Netzwerke auf, die zwischen diesen Orten bestehen. Die Transnationalisierung der Lebenswelt ist in diesem Sinne sowohl Produkt als auch selbst wieder Bedingung der Migration: Ohne die Netzwerke und deren Funktionen für die Bewältigung des Alltags am Ankunftsort wäre diese enorm erschwert, wenn nicht unmöglich. Was sich hingegen nicht zeigte, war eine Transnationalisierung der Lebenswelt in Bezug auf den Aspekt der Verbundenheit. Recht eindeutig verwiesen alle Befragten darauf, dass ihr „eigentliches“ Zuhause in Rumänien sei – ganz unabhängig davon, wie viel Zeit sie tatsächlich dort verbrachten. Als Heimat wurde Rumänien dabei mit Attributen versehen, die vor allem in Abgrenzung zu den Erfahrungen am Ankunftsort gemacht wurden: Das Vorhandensein

von Natur, Ruhe, guter Luft, frischen Nahrungsmitteln, aber auch von echter Gemeinschaftlichkeit und Kooperation sowie eines gemeinsamen solidarischen (National-) Charakters wurde mehrfach hervorgehoben. Eine Befragte sprach ausdrücklich vom „wahren Leben“, das man nur in Rumänien erleben könne; eine ähnliche Konnotation hatte auch die Aussagen anderer Befragter. Wenig überraschend war dementsprechend der oftmals explizierte Wunsch, möglichst schnell genug Geld zurück legen zu können, um dauerhaft nach Rumänien zurück zu kehren.

... und acht Jahre später:

Auf einer Kurzreise im vergangenen Jahr war es möglich, zwei der Befragten in Rumänien wieder zu treffen. In den Gesprächen kristallisierten sich Einstellungen und Entwicklungen heraus, die sich mit den Annahmen damaliger sozialwissenschaftlicher Konzepte zur Entwicklung und Etablierung transnationaler Lebenswelten auch weiterhin nur partiell decken.

Im Unterschied zu den beiden anderen Befragten traf ich Adina in Deutschland, nachdem ich per Mail Kontakt zu ihr aufgenommen hatte. Adina hat in Süddeutschland eine Ausbildung zur Altenpflegerin absolviert und lebt, mittlerweile verheiratet, ebendort. Sie hat eine feste Arbeitsstelle in einem Pflegeheim und verbringt nur noch zwei Wochen des Jahres in Rumänien. Noch immer sendet sie Geld nach Rumänien, um ihre alternden Eltern zu unterstützen. Dass Adina eine Ausbildung machen konnte, verdankt sie nach eigener Aussage ihrem informellen Netzwerk in Deutschland. Informationen über Bewerbungsmodalitäten sowie Unterstützung in schulischen Angelegenheiten erhielt sie von ihrer ehemaligen Arbeitgeberin sowie von ihrer Cousine, die ebenfalls in der Pflege tätig ist.

Răzvan, der längst wieder dauerhaft in Rumänien leben wollte, pendelt noch immer zwischen Rumänien und Süddeutschland. Nach wie vor lebt er von saisonal anfallender Arbeit und verbringt einige Wochen im Jahr in Rumänien, wo er versucht, den sukzessive zerfallenden Hof seiner Eltern instand zu halten. Sein früheres Netzwerk, bestehend aus seiner Tante, seinem Onkel und einigen Arbeitskollegen, ist noch existent, aber schwach geworden, da er für die Aufrechterhaltung von sozialen Kontakten zu oft den Arbeitgeber und den Wohnort wechselt. Răzvans Netzwerk ist mittlerweile vollkommen virtuell; über Messengerdienste erfährt er von neuen Jobs und Unterkunftsmöglichkeiten, oftmals erfordern diese sehr kurzfristigen Angebote einen Ad-hoc-Aufbruch.

Vlad, mittlerweile Mitte sechzig, lebt seit fünf Jahren wieder in Rumänien. Er ist arbeitsunfähig und bezieht eine geringe Rente, von der er ohne Unterstützung durch seine Familie kaum leben könnte. Mit dem Geld, das er während seiner gut 20 Jahre währenden Tätigkeit auf Deutschlands Baustellen verdient hat, war es ihm möglich, den geplanten Ausbau des Hofes seines Bruders weitestgehend zu realisieren. Obgleich viele Arbeiten noch nicht erledigt sind und seine körperliche Konstitution nicht viel aktive Mithilfe erlaubt, erzählt Vlad, dass seine Pläne aufgegangen seien: Er lebt wieder Zuhause.

Was sich in allen drei Gesprächen zeigt, ist, dass die Netzwerke der Befragten weiterhin entscheidenden Anteil haben an der konkreten Ausgestaltung von Lebenswegen. Für die Bewältigung der Arbeitsmigration notwendige Netzwerke, das heben etliche Konzepte der Sozialwissenschaften hervor, und das trifft auch in diesem Falle zu, bleiben dabei rein informell und häufig familiär: Keiner der Befragten hat an Hilfsvereinen, Förderprogrammen, beruflichen Eingliederungsmaßnahmen oder anderen formell organisierten Beziehungsnetzwerken partizipiert. Was sich ebenfalls zeigt, ist: Je fester die Netzwerke institutionalisiert sind, je stärker die Gebundenheit des Einzelnen in diese Netzwerke, desto unabhängiger sind diese von den „Kräften des Marktes“, was von den Befragten explizit hervorgehoben wird und im Vergleich zwischen Răzvan und den beiden anderen Befragten auch deutlich zutage tritt. Das heißt im Umkehrschluss, dass die Grundlage des funktionierenden Alltags fragil ist: Die Beziehungsnetzwerke, an denen sich Fragen des Alltags, der Lebenswelt und ihrer Zukunft entscheiden, sind selbst abhängig davon, dass ihre Mitglieder die notwendigen Bedingungen des Eingebundenseins vorfinden. Die Funktionalität transnationaler Netzwerke fußt mithin darauf, dass es innerhalb des Netzwerkes Mitglieder gibt, deren materielle Sicherheit ebenso (relativ) sicher ist wie ihre örtliche Gebundenheit.

Blickt man zurück auf Konzepte der Sozialwissenschaften, die zu Beginn der Pendelmigration insbesondere zwischen Europas „Westen“ und „(Süd-)Osten“ entstanden sind, zeigt sich: Soweit den damaligen Annahmen über eine zunehmende Institutionalisierung transnationaler Netzwerke und einer dauerhaften Gebundenheit von Migranten in diese Netzwerke recht gegeben werden kann, so wenig scheint sich zu bewahrheiten, dass diese vor allem auf den Alltag ausgerichteten Netzwerke den Charakter einer transnationalen Heimat erhalten:

Adina bezeichnet Deutschland, Bayern insbesondere, als ihr neues Zuhause. Rumänien erscheint Adina mittlerweile keineswegs mehr als Ort, mit dem eine positive Identifikation möglich sei; mehrfach konstatiert sie den Verfall des Staates wie der Sitten und hebt das Arbeitsethos in Deutschland hervor; das ihr zufolge verantwortlich sei für die großen Unterschiede zwischen den Standorten.

Răzvan hingegen argumentiert ähnlich wie früher: Seine eigentliche Heimat sei Rumänien, wo es auf Grund von Korruption allerdings immer schwerer werde zu leben. Inhaltlich unterscheiden sich Răzvans Äußerungen nur marginal von denen Adinas; im Unterschied zu ihr hält er allerdings fest, dass die von ihm beobachteten Entwicklungen eigentlich un-rumänisch seien. Nach wie vor würde Răzvan gerne wieder an seinen Heimatort ziehen, an dem noch immer ein Teil seiner Familie lebt.

Vlad, der als einziger der im Jahr 2008 von mir Befragten wieder dauerhaft in Rumänien lebt, ist weniger emphatisch. Aber auch für ihn gilt Rumänien als das eigentliche Zuhause; besonders hebt Vlad hervor, dass Familie in Rumänien eine Bedeutung habe, was in Deutschland, wo „Arbeit über alles“ das herrschende Prinzip sei, nicht gelte.

Ein Zusammenhang zwischen dem Beziehungsnetzwerk und der Verortung von Heimat besteht durchaus, allerdings anders, als es manche Annahmen der späten 1990er Jahre nahelegen. Keiner der Befragten gibt an, „überall“, „zwischen den Orten“ oder auch nur „sowohl hier als auch da“ zu Hause zu sein. Weder die vermutete Ambivalenz von Heimat, noch die Diffusion von Selbstverortungen lässt sich beobachten. Zumindest in den hier skizzierten Fällen wird das für die Bewältigung der Migration notwendige soziale Netzwerk zum Stellvertreter eines (gedachten) Kollektivs: Die Mitglieder des eigenen sozialen Netzes werden (in Rumänien oder in Deutschland) verortet, die positiven Eigenschaften der konkreten Personen werden verallgemeinert und dann wiederum auf den Ort bezogen. Je diffuser und unbeständiger das Netzwerk, desto schwieriger ist zwar die Selbstverortung; als *Idee* bleibt Heimat jedoch als örtlich fixierbares Zuhause erhalten.



Unitarische Kirche in Sankt Martin/Tárnăveni, Kreis Mureș: Auch Siebenbürgen, in dem die Befragung stattfand, ist von Abwanderung betroffen. Laut einer Untersuchung der Friedrich-Ebert-Stiftung (Februar 2018) beträgt die Abwanderungsrate in Siebenbürgen 11,4 Prozent und liegt damit knapp unter dem Landesdurchschnitt. Foto: Țetcu Mircea Rareș / CC BY-SA 3.0

Im Rückblick auf zeitgenössische Urteile über Pendelmigranten zeigt sich, dass diese mindestens unwissend über die Realität eines transnationalen Alltags argumentieren. Im heutigen Europa existieren Lebenswelten über Staatsgrenzen hinweg, die auf informellen Beziehungsnetzwerken fußen, welche für das materielle Dasein von Menschen unerlässlich sind. Diejenigen, die in solche Netzwerke eingebunden sind, sind primär damit befasst, ihren transnationalen Alltag aufrecht zu erhalten und so zu organisieren, dass ihnen entweder die Rückkehr oder aber eine Überwindung des transnationalen Alltags dergestalt ermöglicht wird, dass der Arbeitsort auch der dauerhafte Wohnort wird.

Dr. Annemarie Matthies ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Martin Luther-Universität Halle-Wittenberg. Zwischen 2006 und 2009 verbrachte sie 1,5 Jahre (u.a. im Rahmen von ERASMUS und gefördert durch den DAAD) in Rumänien und hatte die Gelegenheit, unterschiedliche zeitgenössische Lebenswelten zu erleben.

Über den Hang zu Vergangenen und die Realität der Gegenwart

Rumänien und seine Deutschen

VON EDUARD FASSEL

Ich selbst kenne Rumänien seit meiner Kindheit. Ich weiß nicht, was es ist hier im Osten, das eine solche Faszination auszuüben vermag. Ist es das wärmere Klima und die weiten Landschaften, die eine irgendwie heimatische Stimmung hervorrufen? Vielleicht die Architektur und repräsentativen Plätze der Innenstädte, oder gar das einfache Leben auf dem Dorf, die mich dieses Land nie als Fremder haben erleben lassen? In jedem Fall ist mir die Nostalgie der Aussiedler verständlich, obwohl ich in Deutschland geboren bin. Beinahe jedes ehemals deutsche Dorf, mit seiner Geschichte, seinen Bräuchen und alten Fotos, lebt virtuell weiter in Form unzähliger Internetseiten. Ebenso wie ich es von meinen Eltern gehört habe, so wird auch dort erzählt von der wunderschönen Kindheit, die man verlebt hat, und einhellig wird berichtet: Das Leben war hart, und doch war es schön.

Woher dieser Drang zur Erinnerung wohl kommt, möchte man fragen. Es ist als habe man in der Vergangenheit etwas erlebt, das einem irgendwie verloren gegangen ist, und man sehnt sich danach, es wiederzufinden. Heimat, Gemeinschaft, ein wohliges Gefühl von Geborgenheit, eine erfüllende Arbeit. Das mag auch die Triebfeder für so viele Publikationen sein, die dieser Nostalgie wieder und wieder Nahrung geben wollen –

Sprache sowie der Kunst und Kultur, zum Beispiel in Form von Literaturtagen, Brauchtumpflege und Gastkonzerten. Gemessen an der Realität jedoch wirkt dies alles seltsam auf mich, beinahe unreal, da es doch keine nennenswerte deutsche „Kolonie“ mehr gibt, weder im Banat noch in Siebenbürgen. Es ist so, wie wenn ich im August, bei der deutschen Wallfahrt in Maria Radna, dem bedeutendsten römisch-katholischen Wallfahrtsort der Diözese Temeswar/Timișoara, am späten Nachmittag aus der päpstlichen Basilika trete, und unten auf dem Parkplatz nur noch mein Auto steht. Oder wie die alten Volksmusikstücke, offenbar für eine betagtere Zuhörerschaft bestimmt, während der deutschsprachigen Sendung von Radio Temeswar.

Ich komme nicht umhin mich zu fragen, was all das Rückblickende und übriggebliebene Kulturgut einem deutschen Neusiedler bringen soll? Und so gebe ich mir einen Ruck, stelle meine Füße ganz fest auf diesen rumänischen Boden – und komme zu einer wenig rosigen Beschreibung der Gegenwart, wie sie meiner Beobachtung und meiner Erfahrung entspricht.

Die große Lektion, die ich, seitdem ich mich hier niedergelassen habe, lernen musste, war, dass eine Gesellschaft so ist, wie die Mehrheit sie akzeptiert. Als



Das Storchennest, wie ein Wahrzeichen, an der Dorfeinfahrt.

Foto: Eduard Fassel

naiver Deutscher könnte man meinen, dass so schädliche Auswüchse wie die Korruption doch von der Allgemeinheit beseitigt werden würden, hätte sie nur die Möglichkeit dazu. Aber so verhält es sich leider ganz und gar nicht, vielmehr spiegeln sich diese eklatanten moralischen Defizite der Menschen in Führungspositionen in der Mehrheit der Bevölkerung wieder. So sieht sich dieses Land in großem Maße der Grundlage einer jeden Gesellschaft beraubt – nämlich der des Vertrauens –, was gleichwohl den Hauptunterschied zu Deutschland ausmacht (und was so viele Menschen nach wie vor zur Emigration drängt). Es mag hart klingen, aber Trägheit und Dummheit begegnen einem in Rumänien, wohin man sich auch wendet.

Das gewaltsame Absenken des gesellschaftlichen Niveaus aus der Vergangenheit wirkt, auch bedingt durch die Abwanderung guter Leute, in einem sich selbstverstärkenden negativen Kreislauf nach, der eine ordentliche Normalität, wie man sie aus Deutschland gewohnt



Bezeichnend für die historische Entwicklung: Das einst herrschaftlichste Haus im Dorf ist jetzt eines der verwairsten.
Foto: Eduard Fassel

ist, bisher kaum aufkommen lässt. Und gerade was die gegenwärtige politische Lage angeht, scheint ein neuer Tiefpunkt erreicht.

Aufgrund der Inhomogenität der Bevölkerung ist es heute schwer vorstellbar, dieses notwendige Vertrauen, von dem ich sprach, und ein damit einhergehendes gutes Zusammenleben zumindest im Kleinen, also auf kommunaler Ebene, aufzubauen. Doch gerade hier könnte eine konkrete Chance verborgen sein.

Viele Menschen aus den westlichen Wohlstandsgesellschaften werden immer skeptischer gegenüber einem ständig proklamierten wirtschaftlichen Wachstum, das es natürlich nicht für immer geben kann. Der krude Materialismus, dem man besonders in Rumäniens Großstädten begegnet, scheint im Westen bei immer mehr Menschen überwunden zu sein, und eine Suche nach alternativen Möglichkeiten bahnt sich neue Wege. Es ist der Versuch einer Neudefinition von dem, was es eigentlich heißt, gut zu leben, abseits von übermäßigem Konsum, unnötigem Luxus und medialer Ablenkung. Mittlerweile haben sich dahingehend vielfältige Bestrebungen herausgebildet, wie die Suche nach authentischen spirituellen Praktiken, die Diskussion alternativer und nachhaltiger Wirtschaftsformen, Workshops über Gemeinschaftsbildung, ökologisches Bauen, Selbstversorgung, und sogar all das vereint in Ökodörfern. Man sieht hier im Grunde genommen vieles, was früher eigentlich Normalität war. Es geht diesen Menschen nicht darum, die Vergangenheit wieder auszugraben, sondern um eine selbstbestimmte und lebensfreundliche Verbindung des Modernen mit dem „guten Alten“. Einfachheit als Grundlage für das Glück ist dabei oftmals ein ganz zentrales Motiv. Man könnte es sagen mit den Worten des Dichters Christian Morgenstern: „Im Anfang war – Mein Ziel“. Man ist ausgegangen, ist umhergeschweift, um letztendlich doch wieder zu den Anfängen zurückzukehren, nur natürlich viel reifer als man begonnen hat.

Aus diesem Blickwinkel betrachtet kann man durchaus zu dem Schluss kommen, dass auch ein ärmlischeres Land wie Rumänien seinen Reiz hat. Die lang

anhaltende Niedrigzinspolitik und der stete Andrang von Menschen haben die Preise in Deutschland explodieren lassen. So beginnt z.B. der Preis für landwirtschaftlichen Grund in Bayern mittlerweile bei 70.000 Euro pro Hektar. Derselbe Preisanstieg gilt für Häuser, Grundstücke und Mieten. Dem gegenüber sind die Preise in Rumänien nach wie vor für jeden erschwinglich. Die Dörfer hier – historisch bedingt kleinbäuerlich strukturiert – sind überaltert, ich weiß nicht wie viele Baugrundstücke und alte Häuser mit ihren dazugehörigen Ackerflächen allein in meinem Dorf zum Verkauf stehen. Hinzukommt die schrittweise Erhöhung des Lebensstandards auch auf kommunaler Ebene durch asphaltierte Straßen, Internetzugang, fließend Wasser und verstärkt auch Kanalisation. Zu erwähnen bleibt noch, dass natürlich auch hier ebenso wie in Deutschland eine Flächenprämie pro Hektar ausbezahlt wird.

All das bisher Gesagte ist sicherlich nicht mehr als ein Denkanstoß. Auch ich selbst habe keine Gewissheit darüber, wie mein persönlicher Weg weiter verlaufen wird. Aber ich meine, eines steht fest: Nur mit Geschichtsbewusstsein und Kultur wird man nicht weit kommen. Gerade das rurale Rumänien bietet ein großes Potenzial für konkrete Ziele und Entwicklungen, die in die Zukunft weisen anstatt immer nur zurück. Gegenwärtig „zurückgekommen“ sind lediglich Großkonzerne, die überwiegend Arbeitsplätze im Niedriglohnsektor schaffen, sowie (auch einige deutsche) Großbauern mit ihren hunderterten von Hektaren, deren langfristiger gesellschaftlicher Nutzen fragwürdig erscheint. Es ist möglich, eine bessere Richtung einzuschlagen, insofern das Potenzial von Menschen mit gutem Willen, Tatendrang und Visionen genutzt wird.

Zu guter Letzt – und ich muss sagen, was schon von so vielen gesagt wurde, und man wird es mir nicht übel nehmen – es ist und bleibt schade, dass nicht ein deutsches Dorf mehr verblieben ist in diesem schönen Land!



Was wird aus den Dörfern in Rumänien? Foto: Eduard Fassel

Eduard Fassel, Landwirt, wurde vor 35 Jahren in Deutschland geboren. Seit einigen Jahren lebt er im Banater Heimatdorf seiner Mutter. Seitdem beschäftigt er sich mit der Renovierung seines Anwesens und dem Aufbau einer Selbstversorgung.

Wie sah die Judenpolitik von Marschall Ion Antonescu aus?

VON MARIANA HAUSLEITNER

In der Ceaușescu-Ära war Rumäniens Kriegsbündnis mit dem Deutschen Reich kein öffentliches Thema. Über die 1944 an die Sowjetunion abgetretenen Gebiete Bessarabien und die Nordbukowina wurde selten etwas publiziert. Dadurch konnten die Massenmorde der über einer Viertelmillion Juden aus diesen Gebieten verschwiegen werden. Ausdrückliche territoriale Ansprüche stellte der Partei- und Staatschef Nicolae Ceaușescu erst unmittelbar vor seinem Sturz.

Nach 1990 begannen viele Politiker sich als Nationalisten zu profilieren. Sie schürten die Konflikte in der benachbarten Republik Moldau, indem sie deren Vereinigung mit Rumänien forderten. In diesem Zusammenhang wurde General Antonescu, der Bessarabien 1941 zurückerobert hatte, zu einem Helden erklärt. Anlässlich des 45. Jahrestages seiner Hinrichtung wurde er im Juni 1991 im Senat durch eine Schweigeminute als Märtyrer geehrt. Nur die Vertreter der ungarischen Minderheit verließen unter Protest den Raum. Große Straßen erhielten den Namen von Ion Antonescu und in mehreren Städten wurden Büsten aufgestellt. Eine Flut von Schriften verherrlichte seine Taten im Zweiten Weltkrieg. 1995 gaben 62 Prozent der Bevölkerung an, sein Wirken positiv zu beurteilen.

Durch die Einrichtung einer Internationalen Kommission zum rumänischen Holocaust wurde seit 2004 viel geforscht. Hierzu möchte ich im Weiteren zuerst die Ergebnisse skizzieren und anschließend darstellen, wie der Kult um General Antonescu in Rumänien verschwand.

General Antonescu wurde im September 1940 Ministerpräsident, als das Land im Chaos zu versinken drohte. Infolge des sowjetischen Ultimatums hatte Rumänien Ende Juni 1940 auf Bessarabien und die Nordbukowina verzichten müssen. Beim Rückzug erschossen rumänische Soldaten in Dorohoi und Galatz/Galați mehrere hundert Juden, denen man Sympathien für die Sowjetunion unterstellte. Unter dem Druck Hitlers trat Rumänien auch den Süden der Dobrudscha an Bulgarien ab. Durch den Zweiten Wiener Schiedsspruch verlor Rumänien zusätzlich noch Nordsiebenbürgen an Ungarn. Dadurch war das Staatsterritorium innerhalb von drei Monaten um ein Drittel reduziert worden und Tausende Flüchtlinge strömten in das verkleinerte Rumänien. Die von Ion Antonescu ernannte Regierung bestand aus Mitgliedern der Eisernen Garde, Generälen und einigen Fachleuten. Wichtigstes Ziel des „Nationallegionären Staates“ waren die Militarisierung der Gesellschaft und die gewaltsame Enteignung der Juden. Die Eiserne Garde versuchte im Januar 1941 die alleinige Macht zu erlangen, ihr Putsch war von Plünderungen und Morden an Juden begleitet. Hitler seinerseits setzte auf Antonescu, weil er angesichts des gerade gestarteten Balkanfeldzuges in Rumänien Ordnung und

einen gesicherten Zugang zu den Erdölquellen benötigte. Antonescu zerschlug die Eiserne Garde.

Als Hitler im Juni 1941 Antonescu über den geplanten Angriff auf die Sowjetunion informierte, erklärte dieser, dass die rumänische Armee teilnehmen werde, und erhielt das Kommando über die deutschen und rumänischen Einheiten, die innerhalb von einer Woche Bessarabien und die Nordbukowina zurückeroberten.

Aus Prestige-gründen wollte Antonescu, der beim König seine Ernennung zum Marschall erwirkt hatte, auch Odessa mit rumänischen Truppen besetzen. Die strategisch wichtige Hafenstadt hielt sechs Wochen der Belagerung stand, weil sie übers Meer Nachschub erhielt. Antonescu verlor im Raum Odessa über 17.000 Soldaten, hinzu kamen viele Verwundete. Danach ließ er die rumänischen Truppen trotz der Proteste einiger Generäle in Richtung Asowsches Meer weitermarschieren. Wie Hitler propagierte er die Zerschlagung des Bolschewismus und die Vertreibung aller Juden hinter den Ural.

Während der verlustreichen Kämpfe der rumänischen und deutschen Truppen beim Übergang auf das Gebiet Bessarabiens ereignete sich in der Stadt Jassy/Iași ein Pogrom. Auslöser war ein angeblicher Angriff auf die an die Front marschierenden Einheiten. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni 1941 begann ein Pogrom, an dem sich außer zahlreichen rumänischen Soldaten und Zivilisten auch einige deutsche Soldaten beteiligten. General Antonescu befahl am 30. Juni: „Erschießung aller kommunistischen Juden aus Jassy, sowie jener Personen, bei denen Waffen und rote Fahnen gefunden werden“. Danach konnten die Soldaten nur mit Drohungen dazu gebracht werden, dass Plündern einzustellen und an die Front zu ziehen. Über 13.000 Juden wurden ermordet.

Als Stellvertreter des Staatsführers kündigte Mihai Antonescu bei der Einweisung der Amtsträger für die



Marschall Ion Antonescu und Adolf Hitler in München, Juni 1941.

Quelle: Bundesarchiv, Bild 183-B03212

beiden zurückeroberten Gebiete am 3. Juli 1941 an, dass alle Juden und „fremden Elemente“ aus Bessarabien und der Bukowina nun in die Ukraine vertrieben würden. Beim Einmarsch der rumänischen Armee in Bessarabien und in die Bukowina wurden viele Juden erschossen und die Überlebenden in Ghettos zusammengefasst. Auch Kommandos der deutschen Einsatzgruppe D beteiligten sich an den Morden. Ab Juli 1941 trieben rumänische Gendarmen viele Juden in Gewaltmärschen bis zum Dnjestr und einige Tausend weiter in das gerade eroberte Gebiet weiter östlich. Da sich die deutschen Besatzer jedoch gegen den Aufenthalt dieser Juden unmittelbar hinter der Frontlinie zur Wehr setzten, wurden diese in Bessarabien in provisorischen Sammellagern festgehalten. Es gab keine Verpflegung und so starben über 50.000 Juden an Hunger und Mangelkrankheiten.

Im August 1941 billigte Hitler Rumänien die Verwaltung des Besatzungsgebietes zwischen Dnjestr und südlichem Bug zu, das mit Transnistrien bezeichnet wurde. Mit landwirtschaftlichen Erträgen aus dieser Region wurden die Truppen an der Ostfront versorgt. Die Regierung nutzte es auch dafür, dorthin ab Oktober 1941 nach offiziellen Angaben 157.079 Juden aus Bessarabien, der Bukowina und dem Dorohoi-Gebiet zu deportieren. Die Aktion leitete der Generalstab der rumänischen Armee, durchgeführt wurde sie vor allem von der Gendarmerie, deutsche Einheiten waren nicht beteiligt. Da diese Juden nur mit Handgepäck in das von Kämpfen zerstörte Gebiet kamen, konnten sie sich oft nicht ernähren. Besonders viele Juden starben im ersten Winter 1941/1942 an Hunger, Kälte und Mangelkrankheiten. Erst ab 1943 gab es in einigen Orten Impfungen gegen Typhus. Ursprünglich sollten die Deportierten weiter in Richtung Osten vertrieben werden, doch der Kriegsverlauf machte dies unmöglich. Nur eine begrenzte Anzahl von Juden wurde 1942 an die deutschen Besatzer ausgeliefert, als diese ein Straßenbauprojekt am östlichen Ufer des Bugs starteten. Diese Zwangsarbeiter wurden fast alle ermordet.

Im Juli 1942 sollten die Juden aus dem Altreich und Südsiebenbürgen in deutsche Vernichtungslager deportiert werden. Doch Marschall Antonescu untersagte Mitte Oktober ihre Auslieferung an Eichmann. Offenkundig hatte er die aussichtslose Lage der deutschen und rumänischen Truppen im Raum Stalingrad erkannt. Seit 1943 verbesserte sich die Lage der Deportierten im rumänischen Besatzungsgebiet, weil Hilfssendungen von Juden aus Rumänien gestattet wurden. Einige Juden aus Dorohoi durften Ende 1943 heimkehren. Die Mehrheit der Verschleppten wurde erst im März 1944 von der schnell vorrückenden Roten Armee befreit. In Transnistrien starben etwa 60% der aus Rumänien Deportierten.

Von den etwa 130.000 Juden, die bis 1941 in Transnistrien gelebt hatten, überlebten besonders wenige. Nach der Einnahme dieses Gebietes ermordete die deutsche Einsatzgruppe D mehrere Zehntausend von ihnen. Im September 1941 übernahm die rumänische Militärverwaltung die Herrschaft. Ihr Wirken soll hier am Fall von Odessa dargestellt werden. Unmittelbar nach der

Einnahme der Stadt mussten die jüdischen Bewohner in jenen Stadtteil ziehen, der als Ghetto vorgesehen war. Am 22. Oktober 1941 explodierte im Hauptquartier der rumänischen Armee eine Bombe, der 25 Offiziere und 35 Soldaten zum Opfer fielen. Marschall Antonescu befahl, dass für jeden toten Offizier je 200 und für jeden Soldaten je 100 Kommunisten zu erschießen seien. Daraufhin wurden etwa 20.000 Frauen, alte Menschen und Kinder ermordet. Die Aktion wurde erst durch den Einsatz des rumänischen Bürgermeisters gestoppt. Doch die Überlebenden waren nicht gerettet, denn der Marschall befahl, sie noch im Winter 1941/1942 aus der Stadt zu deportieren. Die Gendarmerie brachte 40.000 Juden in einige Kolchosen in der Nähe des Flusses Bug, von wo aus sie ins deutsche Besatzungsgebiet abgeschoben werden sollten. Viele erkrankten an Typhus. Um die Ausbreitung der Epidemie in den umliegenden Dörfern zu verhindern, wurden die meisten Deportierten von rumänischen Gendarmen und ukrainischen Hilfspolizisten erschossen. Auch Einheiten des so genannten „Selbstschutzes“ der deutschen Minderheit aus Transnistrien beteiligten sich an Erschießungen 1941/1942. Insgesamt kamen über 120.000 ukrainische Juden im rumänischen Besatzungsgebiet um.

Im Oktober 1941 waren die Planer eines ethnisch homogenen Rumäniens vom Sieg der Achsenmächte überzeugt. Der Direktor des Statistischen Amtes im Innenministerium, Sabin Manuilă, legte Antonescu einen Plan vor, wie während des Krieges schrittweise 3,5 Millionen Nichtrumänen aus Rumänien verschwinden sollten. Im Frühjahr 1942 bestimmten die örtlichen Gendarmeposten, welche Roma als besonders „gefährlich“ einzustufen seien und als erste vertrieben werden sollten. Auf Befehl von Marschall Antonescu wurden zwischen Juni und September 1942 und im Dezember 1943 über 25.000 Roma deportiert. Sie kamen in transnistrische Dörfer, wo es zumeist keine Versorgungsmöglichkeiten gab. Etwa 11.000 starben an Typhus oder wurden erschossen.

Vorbereitet wurde ebenfalls die Deportation von fast einer



Die Wandmalerei zeigt die Stifter der orthodoxen Kirche „Sfinții Împărați Constantin și Elena“ Maria Antonescu und Marschall Ion Antonescu. Die Kirche im Bukarester Viertel Bariera Vergului am „Bulevard Basarabia“ in der Nähe des aktuellen „Piața Eudoxiu Hurmuzachi“ („Piața Muncii“) wurde zwischen 1942 und 1949 errichtet. Foto: Josef Sallanz

Million Ukrainer und Russen aus der Bukowina und Bessarabien. Die durch ihre Vertreibung freiwerdenden Ackerflächen berechneten bereits die Ämter für die Rumänisierung, da an ihre Stelle Rumänen treten sollten, die in der Ukraine und Russland seit dem 18. Jahrhundert in Streusiedlungen lebten. Infolge der Lage an der Ostfront unterblieb jedoch die für 1943 geplante Deportation der slawischen Bevölkerung.

Als durch die sowjetischen Offensiven die deutsche Wehrmacht den Rückzug antrat, musste Antonescu Anfang 1944 zuerst Transnistrien, dann auch Bessarabien und die Nordbukowina räumen. Am 20. August 1944 durchbrach die Rote Armee die Front am Pruth. Marschall Antonescu wollte hiernach eine Verteidigungslinie im Inneren Rumäniens aufbauen. Mehrere Generäle im Umkreis des Königs befürchteten jedoch ein sinnloses Blutbad. Sie organisierten die Verhaftung Antonescus am 23. August 1944. Marschall Antonescu wurde am 1. Juni 1946 gemeinsam mit seinem Stellvertreter, Mihai Antonescu und drei weiteren Personen hingerichtet. Bei dem Prozess stand der Angriff auf die Sowjetunion im Mittelpunkt, die Vernichtung der Juden und Roma wurde nur am Rande thematisiert.



Im Jahre 2001 wurde im Hof der Kirche „Sfinții Împărați Constantin și Elena“ von Corneliu Vadim Tudor eine Büste von Marschall Ion Antonescu enthüllt. Ein gutes Jahr später wurde die Büste mit einem „Metalleimer“ verhüllt. Inzwischen steht der Sockel ohne Büste vor der Kirche.
Foto: Josef Sallanz (2005)

Die lauteste Stimme unter den Förderern des Kultes war die Partei Großrumänien. Ihr Sprecher Corneliu Vadim Tudor war Hofschreiber bei Ceaușescu gewesen. Er hetzte in seiner Zeitung gegen Juden, Ungarn und Roma. Diese Partei von Tudor wurde bei den Parlamentswahlen von 2000 mit 20 Prozent der Stimmen zweitstärkste Kraft. Als Kandidat bei der Präsidentschaftswahl erhielt Tudor sogar 28 Prozent der Stimmen. Die regierende Partei der Sozialen Demokratie distanzierte sich ab Juni 2001 von ihren ehemaligen Bündnispartnern aus der Partei Großrumänien. Bei deren Veranstaltung zur Einweihung einer Antonescu-Büste in Bukarest zum 55. Todestag des

Marschalls hatte General Chelaru in Uniform teilgenommen. Danach wurde er mit der Begründung entlassen, er schade den Bestrebungen Rumäniens um Aufnahme in die NATO. Bei einem Besuch in den USA verkündete Ministerpräsident Năstase im November 2001, dass ein Gesetz gegen Ehrungen von Antonescu geplant sei. Im März 2002 wurde rassistische Hetze und die Leugnung des Holocaust verboten. Vor allem Abgeordnete der Partei Großrumänien protestierten gegen diese Verordnung, so dass diese im Senat nicht unterzeichnet wurde. Einige Senatoren leugneten die Massenmorde und schürten Unruhe, indem sie auf Forderungen zur Restitution von jüdischem Eigentum verwiesen.

Nach heftiger Kritik in den USA und Israel kündigte Staatspräsident Iliescu 2003 an, dass eine Internationale Kommission die Existenz eines rumänischen Holocaust untersuchen werde. Die Kommission tagte 2004 dreimal und fasste anschließend die Ergebnisse der Holocaust-Forschung in einem umfangreichen Bericht zusammen, wobei sie zu dem Schluss kam, dass aufgrund der Befehle von Marschall Antonescu zwischen 280.000 bis 380.000 Juden umgekommen waren. Die Anzahl der deportierten Roma wurde mit 14.000 beziffert. Im Bericht wurde die antisemitische Hetze der Partei Großrumänien kritisiert. Die Leiter der Kommission erhielten einen hohen Staatspreis. Die Präsentation des Berichts 2004 führte jedoch zu lautstarken Protesten seitens der Abgeordneten der Partei Großrumäniens. Ende des Jahres wurde auch Parteichef Tudor gemeinsam mit einem rechten Historiker von Staatspräsident Iliescu mit dem Staatspreis ausgezeichnet. Daraufhin gaben die Mitglieder der Historikerkommission und einige andere Personen den Staatspreis unter Protest zurück. Ungeachtet ihrer Zweifel erschien jedoch 2005 ihr Bericht in gedruckter Fassung. Der von der Kommission vorgeschlagene Holocaust-Gedenktag wird seit 2004 offiziell begangen. In Bukarest wurde das Elie-Wiesel-Institut zur Erforschung des Holocaust gegründet, es brachte wichtige Publikationen heraus.

Die Partei Großrumänien errang für ihren Vorsitzenden Tudor bei der Präsidentenwahl 2009 nur noch 6 Prozent der Wählerstimmen. Sie hatte sich gegen den Beitritt Rumäniens zur EU gewandt, von dem sich große Teile der Bevölkerung eine Verbesserung ihrer Lage versprachen. Tudor war zwischen 2009 und 2014 Mitglied im Europaparlament, danach verlor er die Führung in seiner Partei und starb 2015. Die in Rumänien noch immer existierenden Holocaust-Leugner sind seitdem vorsichtig geworden.

Dr. Mariana Hausleitner ist Privatdozentin in Berlin. Sie forscht zu den Minderheiten in der Bukowina, in Bessarabien und im Banat. Zuletzt erschien der von ihr gemeinsam mit Barbara Hutzelmann und Souzana Hazan bearbeitete Band „Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945: Slowakei, Rumänien, Bulgarien“ (Berlin 2018).

Alltag und Magie

VON ANKE PFEIFER

In dem Dorf Comoșteni am Ufer des Jiu kommt es zu mysteriösen Todesfällen, andere Einwohner verschwinden. Hat das etwas mit dem Gespenst in der Mühle zu tun? Diese Mühle, inzwischen nur noch eine Ruine, scheint ein Ort des Schreckens wie auch der magischen Anziehung zu sein. Jeder der Dorfbewohner hat sein eigenes Geheimnis, seine eigenen schrecklichen, tröstlichen, auf jeden Fall aber obsessiven Erfahrungen mit diesem Phantom und doch hängt alles miteinander zusammen.

Doina Ruști, selbst in diesem Dorf geboren, greift in ihrem dritten, 2008 veröffentlichten Roman eine der örtlichen Sagen auf und entwickelt in drei Hauptkapiteln um dieses Mühlengespenst ein Panorama der dörflichen Gemeinschaft, das zugleich die Geschichte des 20. Jahrhunderts in Rumänien einfängt, wie sie sich in den Alltag der Menschen eingeschrieben hat.

Im ersten Kapitel findet die aus diesem Dorf stammende junge Frau Adela ein Buch, das für sie überraschend ihr eigenes Leben beschreibt. Parallel zur Lektüre erinnert sie sich an ihre Kindheit und Jugend seit den 1960er Jahren, dazu fügen sich Erinnerungen der Erwachsenen an frühere Zeiten, während die Erzählung bis ins Jahr 1986 reicht. Immer wieder erscheint ihr geradezu zwanghaft das lockende Phantom des Max, der in der Mühle zu Tode kam. Und da gibt es für sie diesen geheimnisvollen orangefarbenen Schaltknopf, der schließlich zu den nächsten beiden Kapiteln führt.

Das Hauptkapitel „Die Mühle“ breitet die Schicksale weiterer Dorfbewohner aus, des Dorfpolizisten, des Popen, der Lehrerin, der Tierärztin usw., verbunden miteinander durch ein Beziehungsgeflecht von gegenseitigen Abhängigkeiten, das durch Gefälligkeiten, Verpflichtungen, Demütigungen, Gewalttaten, Freund- und Liebschaften, Schutz und Verrat entstand und sich immer weiter verdichtet. Der Handlungszeitraum umfasst die Monate Mai und Juni 1986. Das Reaktorunglück in Tschernobyl ist gerade passiert, es gibt nur wenige Informationen dazu, und auch die nimmt niemand ernst. Vielleicht sollen ja mit diesem Gerücht auch nur die Feierlichkeiten des 1. Mai und der Osterfeiertage, die in jenem Jahr auf dasselbe Wochenende fallen, eingedämmt werden, so vermutet jemand. Dennoch wird eine eigenartige Wolke über der Mühle beobachtet – oder ist dies wieder besagtes Mühlengespenst? Es scheint, als stehe es für Unsicherheiten, Bedrohungen, Informationsverweigerung, Gerüchte jener Zeit. Augenfällig sind die durch verschiedene Personen vorgenommenen Bspitzelungen. Die Leute beschäftigt die schwierige Versorgungssituation, es gibt Schwarzhandel, Bestechungen, Menschenhandel. Frauen quälen sich mit illegalen Schwangerschaftsabbrüchen. Der Ortspolizist muss ein Plansoll an Verhaftungen

erfüllen. Und das Schweigen ist allgegenwärtig. So erfährt der Leser zahlreiche weitere Geheimnisse, Vermutungen, Ahnungen, deren Hintergründe nach und nach aufgedeckt werden.

Das dritte und kürzeste Kapitel schließt mit der Erzählung über Adelas Vorfahren den Kreis der Handlung. Der Rückblick ins Jahr 1910 beleuchtet die Geschichte des engagierten Lehrers Ion Nicolescu, Urgroßvater von Adela, der sich für die Bildung der Dorfkinder und für die Begründung eines Ortes der Kultur im Dorf einsetzt. Im Kontrast zu dieser idyllischen Szenerie folgen die Beschreibung eines Tages im Jahre 1953 und der Hintergründe, als Krieg, Lagerhaft, stalinistische Verfolgungen, Enteignungen und Kollektivierung die Bevölkerung traumatisierten und in der Gesellschaft das Unterste zu Oberst kehrte. Es zeigt eindrücklich, wie eine Dorfgemeinschaft über Jahrzehnte, ja mitunter über Jahrhunderte durch unsichtbare, fast vergessene Bande miteinander verbunden ist und verrät dem Leser schließlich das Geheimnis der Mühle.

So ganz leicht ist es nicht, angesichts der Verwicklungen den Überblick über die Personen zu behalten, da sie zudem mitunter verschieden benannt werden. Bei Tanti len stutzte die Rezensentin zunächst, bis sie darin Tante Leana erkannte. Bei Opatrane könnte fehlerhafte Silbentrennung – Opat-rane – für Verwirrung sorgen. Manch literarischer Vergleich scheint weniger gelungen, z. B. wenn die Augen wie weiße Seerosen glühen. Eva Ruth Wemme hat gut übersetzt, doch mangelhafte Kommasetzung behindert etwas den Lesefluss.

Die Qualität dieses Romans ergibt sich aber zweifellos aus der gelungenen Verquickung prägnanter Alltagsbeschreibungen, historischer Bezugnahme und der Präsenz dämonischer Phänomene, die ihm eine hohe Symbolkraft verleihen.



Doina Ruști

Das Phantom in der Mühle.

Roman. Aus dem Rumänischen von Eva Ruth Wemme. Klak Verlag, Berlin 2017, 412 Seiten, 16,90 Euro.

Heimatloses Leben

VON MARKUS FISCHER

Die Jahre 2001 und 2016 markieren die Eckdaten des Romanschaffens von Catalin Dorian Florescu. Der 1967 in Temeswar/Timișoara geborene und im Jahre 1982 aus Rumänien in den Westen emigrierte Schweizer Schriftsteller und Psychologe veröffentlichte 2001 seinen ersten Roman „Wunderzeit“ und 2016 seinen sechsten und bislang letzten Roman „Der Mann, der das Glück bringt“. Während dieser fünfzehn Jahre entstanden auch die neun Erzählungen, die Florescu nun unter dem Titel „Der Nabel der Welt“ bei C. H. Beck in München veröffentlicht hat. Fünf der Erzählungen wurden zuvor bereits einzeln publiziert, bei vier von ihnen handelt es sich um Erstveröffentlichungen.

„Die Protagonisten dieser Erzählungen sind auf die eine oder andere Art allesamt Gestrandete.“ (S. 12) Mit diesem Schlusssatz im Vorwort seines ersten Erzählbandes macht der Autor deutlich, dass die Migrationsthematik sein gesamtes Roman- und auch sein Erzähl-schaffen beherrscht. Im Gegensatz zu seinen Romanen, in denen durchweg der Rumänienbezug spürbar ist, finden sich unter den Erzählungen jedoch mitunter auch solche, in denen der Bezug auf Florescus Heimatland aufgegeben ist, so z. B. in der Erzählung „Russisches Roulette“, die in Turin spielt und, wie der Autor in seinem Vorwort andeutet, durchaus auch die Idee zu einem neuen Roman mit Turin-Bezug enthalten könnte.

Wie in Florescus Romanen, so trifft man auch in diesen Erzählungen auf eine bunte Palette von fiktionalen Gestalten und Figuren, die der Autor wie ein geübter Marionettenspieler zum Leben erweckt. Da gibt es zum Beispiel in der Erzählung „Gestrandete“ als Protagonisten einen Schweizer Tinnitus-Patienten, der sich von einem Urlaub auf Sylt Heilung für sein Ohrenleiden verspricht. „Ich war also an den deutschesten aller deutschen Orte geraten, auf die Insel der Zahnärzte und Rechtsanwälte. Deutscher waren vielleicht nur noch die Kriegsfriedhöfe. Deutsch war hier die Sehnsucht nach dem Einssein mit der Welt. Deutsch waren die Träume, die man sich hier erfüllen wollte. Deutsch der Wunsch, das Leben zu feiern. Deutsch die Sättigung, deutsch der Wohlstandsbauch. Deutsch, der Wunsch auszubrechen.“ (S. 63) Auf Sylt beginnen in dieser Geschichte nicht nur Madonnen zu weinen – ein Motiv, das in der Segantini-Erzählung „Die Augen der Alten“ wiederkehrt –, auf Sylt erfüllen sich nicht nur auf fatale Weise jahrhundertealte Prophezeiungen, vielmehr wird die größte nordfriesische Insel höchst wundersam zur Anlaufstelle für Tausende afrikanischer Bootsflüchtlinge, die doch eigentlich im Mittelmeer unterwegs sind. Mit der Vision von Sylt

als Lampedusa der Nordsee und mit der Invasion der Gestrandeten auf der deutschesten aller Inseln er stirbt auch, o Wunder, das Summen im Ohr des Ich-Erzählers.

Die Erzählung „Russisches Roulette“, die in Turin spielt, berichtet vom Schicksal eines erfolgreichen Direktors und Mitbesitzers einer Stofffabrik, die alle Modemacher Italiens beliefert. Simone ist hin und her gerissen zwischen seiner Ehefrau Eleonora und seiner Geliebten Anastasia, einer Russin aus Wladiwostok, die er in Schanghai kennen gelernt hat. Er sucht zunächst Rat beim Jesuitenpater Alonso, echte Hilfe aber erhält er erst von dem marokkanischen Dieb Latif, der Simones Frauenproblem im Sinne des russischen Roulettes auf unkonventionelle Weise löst.

In der Erzählung „Ich muss Deutschland“ erwischt der rumänische Grenzpolizist Șerban, der bei Beba Veche die Außengrenze der EU zu schützen hat, einen Syrer namens Halim beim illegalen Grenzübertritt. Der Syrer hat im Dreiländereck Rumänien-Ungarn-Serbien die Orientierung verloren und ist, statt in Ungarn, irrtümlicherweise in Rumänien gelandet. „Aber ich will nicht Rumänien. Rumänien nicht gut. Ich Deutschland.“ (S. 49) Schließlich lässt Șerban Halim laufen, ohne Meldung zu machen, und schenkt ihm sogar seine mit EU-Geldern finanzierten Grenzerstiefel.

Neben den oben erwähnten vier erstmals publizierten Erzählungen aus den Jahren 2012 bis 2016 enthält Florescus Erzählband noch fünf bereits vorher veröffentlichte Migrantengeschichten aus den Jahren 2001 bis 2006, so zum Beispiel die titelgebende Erzählung „Der Nabel der Welt“ aus dem Umkreis seines ersten Romans „Wunderzeit“.



Catalin Dorian Florescu
Der Nabel der Welt. Erzählungen. C. H. Beck Verlag, München 2017, 237 Seiten, 19,95 Euro.

Karl-Markus Gauß' Reisen in den Osten Europas

„Meine moldawische Sehnsucht“

VON EDDA BINDER-IJIMA

Unter diesem Titel beginnt der österreichische Schriftsteller Karl-Markus Gauß die erste seiner Reiseerzählungen, auf die er den Leser durch vier Länder Südosteuropas, die Republik Moldau, die serbische Voivodina, Kroatien und Bulgarien mitnimmt. Ein bewanderter Leser der Region wird das „moldawische“ zunächst mit einigem Stirnrunzeln quittieren, steht „Moldawien“ doch für die sowjetische Zeit mit ihrer Leugnung der historischen, kulturellen und sprachlichen Bindung an die rumänische Moldau. Doch dem Österreicher Gauß mit seinen Wurzeln in der habsburgischen Voivodina ist die Sprach- und Identitätsproblematik der Republik Moldau durchaus vertraut, die er anschaulich anhand einer Begegnung mit der Direktorin des jüdischen Kulturvereins und Museums in Chişinău schildert. Diese entzieht sich allen nationalen Zuweisungen und sieht sich als eine von verschiedenen Einflüssen geprägte Persönlichkeit, die in der Moldau oder wie es Gauß formuliert „in einer welt-historischen Provinz wie Bessarabien, in der seit ewigen Zeiten stets viele Völker zuhause waren“ ihr Zuhause hat, eine Auffassung, die dem Autor aus dem Herzen spricht.

Es sind zwei Reisen, die Gauß in seinem Reisebericht über die Moldau ineinander fügt. Der Anlass der ersten Reise im April 2015 bildete eine Einladung zu Vorträgen und Lesungen, die er zu einer zweiwöchigen Erkundung vor allem von Chişinău und dem Umland nutzt. Die zweite Reise unternimmt er mit seiner Frau und einem befreundeten Architekten drei Monate später, die ihn außer nach Chişinău nach Gagausien mit seiner Hauptstadt Comrat, in den Süden des Landes nach Cahul, in den Norden nach Soroca und nach Transnistrien führt. Berichtenswert sind wie immer bei Gauß nicht die touristischen Sehenswürdigkeiten, sondern die Begegnungen mit den Bewohnern, die das Land dem Autor wie dem Leser näher bringen. Für die berühmte Festung Soroca am Dnjestr bleiben gerade einmal zwei Sätze, während das Roma-Viertel in der Stadt Soroca mit seinen bizarren, berühmte Gebäude imitierenden Palästen Gauß die Gelegenheit bietet, sich ausführlich über die Lage der Roma in der Moldau zu äußern, die „ nirgendwo sonst im Osten ... so wenig Missachtung [leiden] wie hier“. Bei seinen Streifgängen zu Fuß, mit dem Taxi oder mit dem O-Bus durch Chişinău sucht er die Spuren der ehemals großen jüdischen Gemeinde, und es befremdet ihn, dass so wenige Einheimische davon etwas wissen, genau so wenig wie von den Kult(ur)einrichtungen, wo sich das heutige, noch vorhandene jüdische Leben abspielt. Was immer wieder zur Sprache kommt, sind die Hinweise auf die vertrackte Geschichte Bessarabiens mit ihren Herrschaftswechseln, den Zuzügen, sei es durch Kriege, sei es durch Ansiedlungen von verschiedenen Ethnien,

darunter auch den Bessarabiendeutschen, in ein Gebiet, das als Transitregion zwischen russischem und osmanischem Reich, später sowjetischem Imperium und Rumänien immer zuerst von Kriegen heimgesucht wurde, zuletzt im Zweiten Weltkrieg mit seinen furchtbaren Zerstörungen. Seine Begegnungen und Erkundungen im Land bringen Gauß mit Menschen zusammen und an Orte, anhand derer er diese Probleme mit den geschichtlichen Hintergründen verdeutlichen kann, sei es bei dem russisch-rumänischen Sprachenproblem, sei es bei dem orthodoxen Turkvolk der Gagausen oder in der abtrünnigen Provinz Transnistrien, das wie ein Militärmuseum auf ihn wirkt.

Gauß gelingt es, persönliche Begegnungen und Gespräche, eigene Beobachtungen, geschichtliche und kulturelle Informationen in einer Art zu verbinden, die dem Leser das Land mit seinen Problemen verständlich macht und Sympathien für eine Gesellschaft weckt, deren „normale Bürger“ im Alltag mit ihrer gelebten ethnischen Akzeptanz viel weiter als die Politik sind. Er lässt sich auf die Menschen ein, unter denen ihn vor allem die faszinieren, die ihm selbst an den hässlichsten Orten und in armseligen Verhältnissen „generös begegneten“ und „lebensfroh das ihre schätzten, so wenig es auch war.“ Die „moldawische Sehnsucht“ kann auch als Sehnsucht nach Frieden für ein Land interpretiert werden, wo „moldauisch“ oder „moldawisch“ keine Rolle mehr spielt wie bei dem Gespräch von zwei Verliebten. Mit seiner sprachlich eleganten Erzählmethode von persönlichem Erleben und Informationen, die auch seine drei weiteren, sehr lesenswerten Reisesays charakterisieren, überwindet Gauß die Fremdheit und Vorurteile, die mancherorts im „Westen“ gegenüber dem europäischen „Osten“ bestehen und trägt in bester aufklärerischer Manier zu dessen Verständnis bei.



Karl-Markus Gauß
Zwanzig Lewa oder tot. Vier Reisen. Paul Zsolnay Verlag,
Wien 2017, 208 Seiten,
22,00 Euro.

Auf der Suche nach Wegkreuzen

VON HALRUN REINHOLZ

Der 1951 geborene Banater Autor Johann Lippert ist ein guter und akribischer Beobachter. Das zeichnet alle seine Bücher aus, vor allem die erzählenden. Die Genauigkeit der Beschreibung kann durchaus auch manchmal nerven, etwa in dem Buch über seine Securitate-Akte („Die Quelle informiert“) oder in der „Dorfchronik“, die kein Detail eines weit verzweigten Stammbaums auslässt. Doch meistens folgt man gerne seinen Beobachtungen, erstaunt, dass man selbst so manche Einzelheit sehr wohl kennt, aber sie niemals einer Darlegung für würdig befunden hat. Oder dass man vieles gar nicht beachtet, was für Lippert offensichtlich am Wegrand liegt.

Nach den großen Romanen über das Banater Dorfleben in früheren und späteren Zeiten („Die Tür zur hinteren Küche“, „Das Feld räumen“) hat sich der Autor nun mit diesem kleinen Prosabändchen in die nähere Umgebung seines Alltags begeben. „Beobachtete, gehörte, gelesene und andere Geschichten“ – der Untertitel impliziert schon, dass es hier nicht um die zusammenhängende Beschreibung eines Panoramas geht. Der Band beginnt mit der Geschichte „Morgenstund“, die keinen Zweifel daran lässt, dass es sich bei dem „Mann“ („ist Schriftsteller“ heißt es ganz am Schluss) um ihn selbst handelt. Mit der gleichen (Selbst-)Ironie erzählt er skurrile Geschichten, wie sie zuweilen in der Boulevardpresse stehen oder wie sie früher auf dem Dorf kolportiert wurden. Geschichten von verschwundenen Ehemännern, von plötzlichen Todesfällen, von hilflosen Witwern, von Heiratsanzeigen, von rabiaten Großmüttern, von Talkshows mit Prominenten oder von Ex-DDR-Journalisten – um nur einige herauszugreifen. Geschichten, die das Leben schreibt oder schreiben könnte, die er in der ihm eigenen Manier ohne jede emotionale Stellungnahme zum Besten gibt. Doch selbstverständlich hat er auch die Banater Heimat im Visier. „Banatschwäbische Liebesgeschichte“ und „Familienzusammenführung“ richten sich an ein Publikum, das die Verhältnisse nicht im Detail kennt, weshalb Johann Lippert (bei der Banater

Liebesgeschichte) eine „kommentierte Fassung“ anbietet und für „Familienzusammenführung“ die Empfehlung ausspricht, zuerst die Banater Liebesgeschichte zu lesen. Der zweifellos tragischen Geschichte eines jungen Liebespaars in einem Banater Dorf wird durch die Fußnoten („Gebiet im Südwesten Rumäniens, das an Ungarn und Serbien grenzt“ usw.) eine ironische Distanz verliehen – eine Haltung, die Lippert meisterhaft beherrscht und die auch den Leser davor bewahrt, zu sehr in das Pathos zu verfallen, das bei derlei Themen immer gefährlich nahe liegt. So wird aus der Geschichte, bei aller Betroffenheit, ein „Plot“, der Stoff für Literatur – nicht mehr und nicht weniger. Und die „Familienzusammenführung“ gipfelt in dem Toten-Tourismus in die Banater Heimat, wo man im Grab des früheren Ehepartners zusammengeführt wird.

Überflüssig zu erwähnen, dass Johann Lippert als studierter Germanist schon vor dem ersten Text die Gattung „Geschichte“ mit einem Wörterbucheintrag definiert, ebenso schließt er den Band mit einer Betrachtung über „Schriftsteller/Schriftstellerinnen“ („Entwurf zu einer Abhandlung“). Gerade wegen dieser Brüche ein vergnüglich zu lesendes Bändchen über die Skurrilitäten des Lebens.



Johann Lippert
Wegkreuze. Beobachtete, gehörte, gelesene und erlebte Geschichten. Pop Verlag, Ludwigsburg 2017, 102 Seiten, 13,80 Euro.

Eine Karpatensaga reloaded

VON INGEBORG SZÖLLÖSI

Beginnen wir mit dem Ende: „So sind auf den Bergen aus Ruinen, Toten und Asche die großen Wälder der Korvanya entstanden. Sie wuchsen auf der von Blut und Hass getränkten Erde durch die Kraft all dessen, was darum kämpft, zu leben und zu lieben. Ende.“ Nach diesem lebensphilosophischen Satz, von denen es in diesem Roman nicht viele gibt, kann man wieder anfangen, normal zu atmen. Man weiß, wie die spannungsreiche Handlung ausgeht, ahnt, wie die Protagonisten in der Zukunft weiterleben, und wünscht ihnen alles Gute. „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“

Zugegeben, das Romandebüt des französischen Schriftstellers, dessen Mutter eine Donauschwäbin sein soll, liest sich wie ein Krimi. Warum er ihn jedoch geschrieben hat, bleibt ein Rätsel. Alles, was seit jeher im Dracula-Mythos kolportiert wird, findet sich hier in einer etwas realistischeren Ausführung wieder. Die Zutaten, die zur Spannungssteigerung nötig sind, werden gleich zu Beginn geliefert: Adlige mit einem ansehnlichen Dienstab; Duelle und Feste im königlich-kaiserlichen Wien; eine transsylvanische Burg an den Ausläufern der Ostkarpaten, geschändete Gräber; umherliegende Skelette in der einstigen Burgkapelle, die von Untaten Zeugnis ablegen, die nach Rache drängen; ausgedehnte Wälder, die Jagdgelüste wecken; unzufriedene Leibeigene, die Magyaren, Walachen, ja sogar erstaunlicherweise Siebenbürger Sachsen sind; eine gut organisierte Gruppe von Banditen und Schmugglern, die sich in Schluchten und Höhlen verstecken und vorgeben, die unterdrückten Walachen schützen zu wollen, aber schließlich doch nur ihre eigene Haut retten und sich gegenseitig richten ...

Zoomen wir den Auftakt der Romanhandlung näher heran: Im Herbst des Jahres 1833 fordert der habsburgische Hauptmann Alexander Korvanyi, Graf aus Siebenbürgen, den Rittmeister von Wieldnitz zum Duell auf. Der Rittmeister hatte sich erdreistet, in der Öffentlichkeit, im Wiener Kaffeehaus Steidl, die Verlobte Korvanyis, Baroness Cara von Amprecht, mit Diana, der Göttin der Jagd, zu vergleichen und zu behaupten, sie taue „besser zur Geliebten als zur Ehefrau“: „Wissen Sie, diese Kleine von Amprecht, die jagt wild ...“ Diese unüberlegte, leichtfertig geäußerte Aussage hätte in der Herrenrunde auch als Herrenwitz zu später Stunde abgetan werden können. Doch Hauptmann Korvanyi war schon „immer äußerst genau und effizient in der Erledigung seiner Aufgaben“ – vor allem wenn er „von einer Idee durchdrungen“ war. Schon seit einiger Zeit spielte er mit dem Gedanken, die kaiserliche Armee zu verlassen und sich auf

seinen Landsitz in Siebenbürgen, die Korvany, zurückzuziehen. Seit dem Aufstand der rumänischen Leibeigenen von 1784, als Korvanyis Großvater ermordet wurde, hatten die Korvanyis ihre Burg und ihr ausgedehntes Gut, ihre Haupteinnahmequellen, Gutsverwaltern überlassen und das Leben in den Großstädten der Donaumonarchie dem Landleben vorgezogen. Das Duell ist demnach ein guter Vorwand, den militärischen Dienst zu quittieren. Nachdem der Graf den Rittmeister mit einem Kopfschuss erledigt und seine Cara geheiratet hat, soll es mit der Árpád, einem Boot der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, in Richtung Siebenbürgen gehen. Cara, eine neugierige, unkonventionelle junge Frau, ist für dieses Abenteuer sofort zu gewinnen. Auf dem Gut des Grafen angekommen, zeigt sich, dass der Rittmeister nicht danebenlag: Die junge Gräfin erweist sich als „eine echte Diana“ – und es bereitet ihr das größte Vergnügen, ein opulentes Jagdfest auf Korvanyis Burg zu organisieren. Dass dieses Unterfangen blutig endet, kann man gleich nach der Ankunft des Ehepaars ahnen: „Die Erinnerung an die Ermordung des Grafen Korvanyi im Jahr 1784 lastete auf den Nachkommen der Opfer wie auf den Nachkommen der Mörder, die sich hier in der Menge verloren.“ Der Graf, voller Misstrauen, nimmt sich vor, die „Mörder“ zu jagen. Sein Ziel wird er erreichen, doch der Blutzoll wird unverhältnismäßig sein. Versöhnung kommt in seinem Weltbild nicht vor. Auch beherrscht er die Kunst, mit Worten Menschenherzen zu gewinnen, nicht. Und so wird der Hass in die nächste Generation getragen. Jedenfalls findet in diesem Roman keine Läuterung statt. Statt „Ende“ könnte auch „Fortsetzung folgt“ stehen.



Mathias Menegoz

Karpattia. Roman. Aus dem Französischen von Sina de Malafosse, Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2017, 680 Seiten, 28,00 Euro.

Richard Wagner zum 65. Geburtstag gewidmete Sätze, Texte und Bilder

VON MARKUS FISCHER

Im vergangenen Jahr wurde der aus Rumänien gebürtige Schriftsteller deutscher Sprache Richard Wagner 65 Jahre alt. Ihm zu Ehren erschienen in der vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas herausgegebenen Zeitschrift *Spiegelungen* (Heft 1/2017) einzelne Gratulationssätze zum Geburtstag des Jubilars aus der Feder von Freunden, Weggefährten, Kollegen und guten Bekannten. Das von Horst Samson und Anton Sterbling herausgegebene Buch mit dem an eine Formulierung Richard Wagners angelehnten Titel „Die Sprache, die auf das Nichts folgt, die kennen wir nicht“ setzt diese Hommage fort, ergänzt und bereichert sie auf vielfältige Weise, nicht zuletzt durch fünfzehn Grafiken und Malereien des aus demselben Heimatort wie Richard Wagner stammenden Künstlers Walter Andreas Kirchner. Eine Reproduktion seines Ölgemäldes „Orpheus – mit ihm entschwindet der Gesang“ ziert auch den Umschlag des schönen, im Ludwigsburger Pop Verlag Anfang dieses Jahres erschienenen und Richard Wagner zugeeigneten Bandes.

Der erste Teil des in fünf Kapitel gegliederten Widmungsbandes gibt die eingangs erwähnten Gratulationssätze aus den Spiegelungen in aufgelockerter Form nochmals wieder, von kurzen Gedichten über kürzere Prosatexte bis zum kürzesten Satz „Wer einen Mund hat, kann schweigen“ aus der Feder Ernest Wichners.

Der zweite Teil versammelt dreizehn Gedichte des Jubilars in einer mit dem Herausgeber Horst Samson abgestimmten Reihenfolge, wobei das Gedicht „Gedicht“ vielleicht am stärksten auf den Titel des Widmungsbandes bezogen ist, insbesondere dessen schöne Anfangsverse: „Wir, ja, wir, mit den selbsterzogenen Gefühlen, / gehn hin, redend, ins Nichts. Und da, / ja, da ist die Macht. Und wir können nicht / bleiben. In diesen schwarzastastenden Sätzen gehn wir / der Erde, diesem taubfremden Refugium, zu.“

Im dritten, „Gedichte und Texte“ überschriebenen, Teil finden sich elf Gedichte von Ilse Hehn, das Langgedicht „Periimportbewusstsein. In memoriam August 1974“ von Werner Kremm, drei kurze Gedichte und zwei Prosatexte von Hellmut Seiler, neun Gedichte des Mit Herausgebers dieses Widmungsbandes Horst Samson, neun rumänische Gedichte von dessen Verleger Traian Pop in deutschen Übersetzungen von Horst Fassel und Johann Lippet sowie der interessante Widmungstext „ich könnte meinen Kopf zum museum erklären oder Richard Wagner in selbstzeugnissen“ von Johann Lippet, der verschiedene Gedichtzeilen und Gedichtüberschriften aus dem

Werk Richard Wagners zu einem bewegenden Langgedicht montiert.

Ein Prosatext von Gerhard Ortinau mit dem Titel „die letzte banater Story (verfaßt im Jahre 1975) offener brief eines auf den Mond verschlagenen“ sowie „Fragmente aus dem unfertigen Roman“ des zweiten Herausgebers Anton Sterbling mit dem Titel „Die serbische Katze, die nach Horka kam“ bilden den vierten und kürzesten Teil des Bandes.

Im fünften, letzten und längsten Teil der literarischen und literaturwissenschaftlichen Hommage an Richard Wagner sind verschiedene Beiträge versammelt, die auf je eigene Weise der Person und dem Werk des vielfach ausgezeichneten banatdeutschen Schriftstellers huldigen. Georg Aeschl zitiert in seinem „Aus rötlich schimmernder Abenddämmerung“ betitelten Essay zustimmend Wagners Wort über seine Jahre in Rumänien: „Man hatte keine Chance, man hat sie aber genutzt.“ Gerhardt Csejka denkt in seinem Beitrag über den Mitteleuropäer Richard Wagner nach, und zwar unter der Überschrift „Richards Mühle: mahlend vom Rand zur Mitte oder Klartext Ost und Klartext West“. Wolfgang Dahmen ist mit einem literaturwissenschaftlich-komparatistischen Beitrag vertreten, Walter Engel mit einem Interview Richard Wagners sowie mit einem Beitrag zu dessen Erzählung „Herr Parkinson“. Erinnerungen von Franz Heinz, eine Rezension von Rudolf Herbert zu Wagners Roman „Belüge mich“, Reflexionen über Kunst und Revolution von Ingo Langner sowie zwei literaturwissenschaftliche Beiträge von Peter Motzan und Stefan Sienerth runden den schönen Widmungsband für Richard Wagner, dem außerdem ein biobibliographisches Verzeichnis der Autoren beigegeben ist, stilvoll ab.



**Horst Samson,
Anton Sterbling (Hrsg.)**
„Die Sprache, die auf das Nichts folgt, die kennen wir nicht.“ Sätze und Texte für Richard Wagner. Mit Grafiken und Malereien von Walter Andreas Kirchner. Pop Verlag, Ludwigsburg 2018, 318 Seiten, 23,00 Euro.

Richard Wagners literarisches Credo im Überblick

„Schreiben heißt, sich die Sprache anzueignen.“

VON MARIA IROD

Der im Titel der vorliegenden Rezension zitierte Satz fasst die poetologischen Grundpfeiler im Lebenswerk Richard Wagners zusammen. Die Lektüre dieses relativ schmalen Bandes, der wichtige Reflexionen und Selbstaussagen aus verschiedenen Lebensetappen des Schriftstellers zusammenbringt, hinterlässt den klaren Eindruck, dass Wagner ein vor allem um die ästhetische Dimension der Literatur bemühter Autor ist. Wie jeder wahre Schriftsteller versteht Wagner den Schreibprozess als ein sehr persönliches Ringen um die eigene Stimme und gegen Fremdbestimmungen in der Literatur. Der Leitgedanke des Buches, der immer wieder an verschiedenen Stellen in den älteren Essays sowie im Gespräch mit der Literaturwissenschaftlerin Christina Rossi vorkommt, beschreibt die Aufgabe der Literatur als Befreiung der Sprache von der Instrumentalisierung durch außerliterarische Instanzen.

An der Gegenwartsliteratur hat Richard Wagner in erster Linie „die Absenz des Stilistischen, des künstlerisch gesetzten Wortes“ auszusetzen. Diesen sprachlichen Nivellierungstendenzen, die den Unterschied zwischen Literatur und Publizistik ausgleichen, arbeitet Wagner konsequent in seiner Lyrik sowie in seiner formbewussten Prosa entgegen.

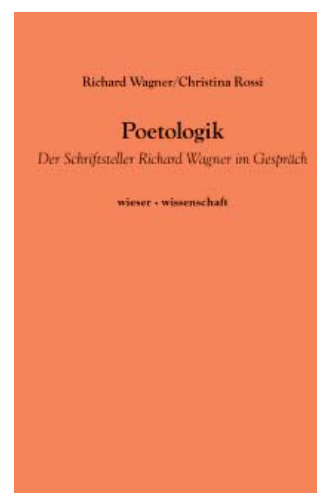
Der anhaltende Fokus auf die ästhetische Dimension von Literatur soll jedoch die reale Bedeutung des Politischen im Werk Wagners nicht ausblenden. Am exemplarischen Fall Paul Celans und ausgehend von den anregenden Gesprächen, die er mit der geschätzten Dichterin Anemone Latzina in den 1970er Jahren geführt hatte, veranschaulicht Wagner seine Auffassung, die die politische Funktion der Literatur im kritischen Denken und die Themenauswahl im Lebensgefühl des Dichters verankert sieht. Wagners Position wird durch seine älteren Aussagen über die Rolle der Literatur nur noch bestätigt und verdeutlicht. Anfang der 1990er Jahre kritisiert Richard Wagner literarisch tätige Dissidenten wie Vaclav Havel oder Arpad Göncz, denen er „eine verlogene Balance zwischen Podium und Publikum“ attestiert. Das Kennzeichen wahrer Literatur sei hingegen die Unerbittlichkeit, mit der sie „die Abgründe der Realität“ sprachlich darzustellen vermag.

Sich selber begreift Wagner als „literarisch oppositionell“, also als Dissident im etymologischen Sinn, der vom offiziellen Diskurs abweicht und ihn durch den literarischen Sprachgebrauch unterminiert. Zugleich entmythologisiert er den Status des romantisch-genialen Dichters, indem er sich selbst als Berufsschriftsteller bezeichnet, der auch für Einflüsse von außen empfänglich ist. Schon am Anfang seiner Karriere war für Wagner das Schreiben ein „bewusster Vorgang“ und er bekennt sich

heute noch zu seiner Neigung zum Abstrakten und Rationalen sowie zu seinem Interesse an Kulturtheorien wie dem Strukturalismus. Unter den prägenden Einflüssen auf Richard Wagners Literaturkonzept wären u. a. Bertolt Brecht und Peter Handke zu erwähnen. Während er vom ersteren die Verfremdungstechnik übernimmt und das Belehrende ablehnt, interessiert Wagner an Handke einerseits das Thema der „Aussprechbarkeit“ andererseits dessen Minderheitenherkunft.

Die Frage der Identität, die für rumäniendeutsche Autoren sowie für die sogenannten „Ostschriftsteller“ von zentraler Bedeutung ist, stellt sich auch für Richard Wagner mit einer gewissen Dringlichkeit. Diesbezüglich vertritt der Autor eine radikale Meinung: Für ihn ist die „Zugehörigkeitsfrage“ eine Falle, weil sie die Literaturkritiker die ästhetischen Werte zugunsten der politisch-ideologischen Kriterien vernachlässigen lässt. Zudem hält Wagner die rumäniendeutsche Literatur für ein politisches Konstrukt, das seine Relevanz eingebüßt habe, denn jeder rumäniendeutsche Autor habe eigentlich mit der Absicht geschrieben, aus dem kulturellen Randgebiet „in die deutsche Literatur herauszufinden.“

Das Buch, das durch Wagners brisante Ideen, seine überkritische Reflexion sowie durch den spannenden literarischen Duktus anhaltendes Interesse zu erzeugen vermag, ist ein wahres Lesevergnügen. Christina Rossi versteht es sehr gut, durch geschickte und denkanregende Fragen Richard Wagner in Redeschwung zu bringen und er bleibt auch im persönlichen Gespräch ein bannender Erzähler. In seinen Antworten verzahnen sich poetologische Aussagen, Zeitgeschichte, Lektüreeindrücke, Lebensberichte, Überlegungen zu Literatur und Politik, aber auch zur eigenen Krankheit ineinander und so entsteht ein überaus einprägsames Bild des Dichters und engagierten Intellektuellen Richard Wagner.



Richard Wagner,
Christina Rossi
Poetologik. Der Schriftsteller
Richard Wagner im Gespräch.
Wieser Verlag, Klagenfurt am
Wörthersee 2017, 183 Seiten,
20,00 Euro.

Ein Überblick über die Autorin Herta Müller

„Vaterland auf einem Bein“

VON COSMIN DRAGOSTE

Über Herta Müller ist viel geschrieben worden, nicht nur nach der Verleihung des Nobelpreises (2009), sondern sogar während der Zeit, die die Autorin in Rumänien verbracht hat. Als sie 1987 Rumänien verließ, war sie in der Bundesrepublik Deutschland schon eine anerkannte Stimme. Müllers Werk ist schwierig einzuordnen, denn die im rumänischen Banat geborene Schriftstellerin ist vielseitig, die genauso gut Prosa, Lyrik oder Essays verfasst. Ebenfalls mannigfaltig sind auch die Studien, die als Thema das Werk der Nobelpreisträgerin haben: Monographien, Aufsätze, Essays, Sammelbände, Rezensionen, Interviews usw.

Norbert Otto Eke ist einer der besten und gründlichsten Kenner von Herta Müllers Werk. Seit Anfang der 1990er Jahre interessiert er sich für rumäniendeutsche Literatur, sein Fokus liegt dabei auf Herta Müller, deren Werk er aus verschiedenen Perspektiven analysiert, so dass er als Herausgeber des „Handbuchs“ äußerst geeignet war.

Das 2017 erschienene Handbuch versucht, einen möglichst umfangreichen Überblick über das Müller'sche Werk, über die kritischen Studien zu geben, aber zugleich auch den Kontext zu verstehen, der grundlegend für ihr Schaffen ist. Das Handbuch umfasst sieben große Teile, die verschiedene Aspekte aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Die Einträge haben eine Lexikonstruktur, indem sie möglichst viel Information in wenigen Abschnitten vermitteln.

Zuerst werden Herta Müllers Werke und die wichtigsten kritischen Meinungen über sie geschildert (Prosa; Lyrik und Collagen; Essays, Reden, Poetik-Vorlesungen). Dies geschieht in chronologischer Darstellung, die auch die innere Entwicklung sowie die internen Zusammenhänge der Schriften deutlicher zeigen kann. Die Bildlichkeit der von Müller benutzten Sprache wurde von Anfang an fast von allen Literaturforschern bemerkt; es geht um eine Sprache, die gleichzeitig irritiert, fasziniert, überrascht, verwundert und erschreckt. Aus den Schriften der Autorin geht eine eigene Poetik hervor, die von Müller auch in einigen ab 1989 entstandenen poetologischen Texten entwickelt wurde. In Bezug auf die Prosa der Autorin sind verschiedene Begriffe vorgeschlagen worden, die unterschiedliche Verfahren, Methoden und Techniken zu erklären versuchen: „die erfundene Wahrnehmung“, „der fremde Blick“, „wilde Semiose“ usw. Herta Müllers Poetik geht ebenfalls sehr aufmerksam mit den unausgesprochenen Worten und mit der durch die Pausen und das Schweigen entstandenen Leere um, die das Recht haben, gehört zu werden. In diesem engen und intimen Raum der Sprache und der Gedanken und auf deren beweglicher Grenze entfalten sich Müllers Schriften.

Auch den Essays der Schriftstellerin schenkt man Aufmerksamkeit, da sie eine einzigartige Mischung aus bildlicher, schonungsloser Sprache und politischer Botschaft sind. Die von der Autorin gewährten Einblicke in den rumänischen kommunistischen Alltag werden noch anschaulicher und eindrucksvoller dank der durch sie verwendeten Sprache.

Nach diesem umfangreichen Teil folgt der jeweils entsprechende Kontext, der zur Entstehung der Texte beigetragen hat. Ein erster besprochener Aspekt ist die Geschichte Rumäniens vom Vertrag von Trianon bis 1989: Großrumänien, der Zweite Weltkrieg, das kommunistische Regime sind Umstände, die auch das Schicksal der deutschsprachigen Bevölkerung Rumäniens beeinflusst haben. Ein anderes Kapitel beschäftigt sich mit der Problematik der Minderheitensprache. Die Rumäniendeutschen waren vor 1989 in die schwierige Lage geraten, eine abgekoppelte deutsche Sprache zu verwenden, die den Schriftstellern (besonders denen, die Anfang der 1970er Jahre zu veröffentlichen begannen) ein besonderes, ein fast schmerzliches Gefühl für die Sprachnuancen gab.

Ein anderer Abschnitt untersucht die Lage der deutschsprachigen Literatur in Rumänien und im Ausland und den umstrittenen Begriff „rumäniendeutsche Literatur“. Leider wird diese wichtige Analyse (vielleicht aus Raumgründen) ziemlich oberflächlich und einseitig durchgeführt. Die entscheidenden Etappen der rumäniendeutschen Literatur werden jedoch erwähnt und sind treffend dargestellt.

Die ästhetischen Ordnungen, die Herta Müllers Werk auf einer bestimmten Ebene charakterisieren, werden in einem eigenen Kapitel behandelt. Verschiedene Konzeptionen und Begriffe (wie z.B. „Körper und Geschlecht“, „Schoah und Gulag“, „Tod“ oder „Trauma“), die grundlegend für Müller sind, werden ebenfalls untersucht. Eingängig ist auch das Kapitel, das der Rezeption von Müllers Werk gewidmet ist. Im Anhang des Handbuchs findet sich eine umfassende und sehr notwendige Auswahlbibliographie, die aber um weitere hunderte Titel ergänzt werden könnte.

Das Herta-Müller-Handbuch ist eine unentbehrliche und überzeugende Arbeit, der es gelingt, einen wertvollen und sinnvollen Überblick über die Bücher der Nobelpreisträgerin zu bieten.

Norbert Otto Eke (Hrsg.)

Herta Müller. Handbuch. J.B. Metzler Verlag, Stuttgart 2017, 287 Seiten, 89,95 Euro.

Vlad der Pfähler im Lichte der Quellen

VON THOMAS SCHARES

In der mittelalterlichen Geschichte Südosteuropas liegt nach wie vor vieles im Dunkeln; das faktische Wissen, die erreichbaren Quellen erhellen auch wichtigere Ereignisse oft nur punktuell und so hat sich manche von Historikern gesponnene Legende als historisches Faktum bis heute perpetuiert. Dies wird auch wieder deutlich beim Blick in den zweiten vorgelegten, hier zu besprechenden Band des Corpus Draculianum, der Edition aller verfügbaren historischen und literarischen Quellen über Vlad den Pfähler, den walachischen Woiwoden, der auch unter dem Namen Vlad III. Drăculea bekannt ist. In der Bandchronologie handelt es sich bei diesem um den ersten Teil des ersten Bands, der die Quellen aus der Walachei versammelt, nachdem der 2013 als erstes erschienene Band 3 die postbyzantinischen und osmanischen Quellen lieferte (siehe die Besprechung in DRH 1/2015).

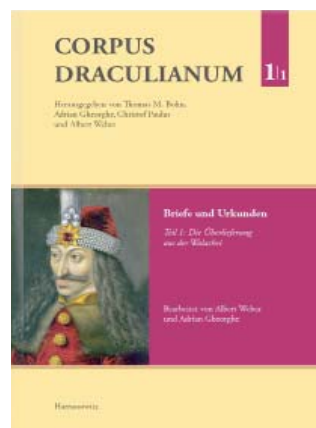
Das Corpus Draculianum stellt erstmals alle erreichbaren Quellen über Vlad den Pfähler, die in insgesamt 17 Sprachen überliefert sind, der Wissenschaft und dem interessierten Publikum zur Verfügung. Dass die Beschäftigung damit auch für den Laien gewinnbringend sein kann, zeigt sich gerade bei dem wohl bekanntesten Repräsentanten der Türkenkriege neben Skanderbeg, eben jenem Vlad, der je nach nationaler Deutung eher bekannt ist als grausamer Tyrann, gerechter Volkstribun oder aber auch in jener wohl bekanntesten, allerdings eher herbeigeforschten als tatsächlich vorhandenen Verquickung mit der Dracula-Figur des Romans von Bram Stoker. Dass die Geschichte womöglich viel profaner war, als diese weiterhin den Diskurs beherrschenden wissenschaftsgeschichtlichen und populärwissenschaftlichen Kolportagen insinuiert, davon geben die in dieser ambitionierten und – soviel darf vorausgeschickt werden – bislang alle Erwartungen mehr als erfüllenden, hier besprochenen Edition versammelten Zeugnisse der Herrschaft Vlads des Pfählers einen anschaulichen Eindruck. Der Woiwode tritt uns in dieser direkten Überlieferung entgegen als ein zwischen den Großmächten, Einflussphären, macht- und religionspolitischen Interessen zeitweise recht erfolgreich lavierender Herrscher einer eher kleinen Fürstenei, die durch ihre Frontstellung im die Zeit beherrschenden Religions- und Kulturkonflikt in den Brennpunkt gerät. In der Zusammenstellung finden sich insgesamt 61 Textdokumente nebst Übersetzung ins Deutsche. Als Besonderheit kann vermerkt werden, dass auch die erhaltenen sphragistischen, epigraphischen

und numismatischen Quellen aus dem Umfeld Vlads des Pfählers in eigenen, mit detailreichen Abbildungen versehenen Abschnitten beschrieben werden. So wird auch ein Blick auf die von ihm verwendeten Siegel und die wenigen Münzen, die Vlad schlagen ließ, sowie die ihn betreffenden Inschriften möglich.

Der Band geht freilich über die Präsentation der erhaltenen Quellen weit hinaus. Neben seiner kritischen Edition und Übersetzung erfährt jedes aufgeführte Dokument eine ausführliche kontextualisierende Kommentierung, die dem Benutzer eine ausgewogene eigene, auf dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft basierende Einschätzung ermöglicht. Hinzu kommt eine gut siebzigseitige Einleitung mit einer ausführlichen Fachbibliographie, eine Herrschergenealogie der Basaraber, dem Herrscherhaus, dem Vlad entstammte, und ein Fachglossar, das den in der Geschichte der Donaufürstentümer weniger Bewanderten einige Schlüsselbegriffe walachischer Hoforganisation erklärt, sowie das obligatorische Register.

Wie bereits der erste publizierte Band des Corpus Draculianum ist auch dieser wieder ein Lehrstück moderner historischer Quellenedition, durch seine gute Ausstattung und ein offensichtlich sorgfältiges Lektorat eine verlegerische Leistung, die – anders als so viele andere wissenschaftliche Publikationen – den hohen Preis durchaus rechtfertigt.

Das Rezensentenlob ist oftmals billig, doch erscheint es im Falle des hier vorliegenden zweiten publizierten Bands der Quellen zu Vlad Țepeș mehr als angemessen, den Herausgebern und Bearbeitern Dank und Anerkennung für ihre Leistung zu zollen.



**Thomas M. Bohn,
Adrian Gheorghe,
Cristof Paulus,
Albert Weber (Hg.)**
*Corpus Draculianum. Briefe
und Urkunden. Teilband 1.1.
Die Überlieferung aus der
Walachei. Bearbeitet von Albert
Weber und Adrian Gheorghe.*
Harrassowitz Verlag, Wiesbaden
2017, LXXI + 265 Seiten,
78,00 Euro.

„Die Rumänen aus ungarischer Perspektive“

VON KATHARINA BIEGGER

Wie die Autoren Ildikó Melinda Mitu und Sorin Mitu eingangs erwähnen, basiert das hier vorzustellende Buch auf jahrzehntelanger Arbeit; die beiden Historiker aus Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár) haben bereits zahlreiche einschlägige Publikationen (zumeist auf Rumänisch) vorgelegt. Im einleitenden Kapitel erläutern sie ihren Ansatz, die ‚Imagologie‘, und stellen Voraussetzungen, Vorgehensweise und Vorbilder (Larry Wolff, Maria Todorova u. a.) vor. Nicht die Analyse von Ereignissen und Strukturen einer historischen ‚Realität‘ ist das Ziel der Studie, sondern die Untersuchung von Erinnerungen, Vorstellungen und Diskursen der Ungarn über ihre Nachbarn. Mitu ordnen diese Beziehung in die globale Orientalismus-Theorie ein. Zugespitzt gefasst: „Wenn die Ungarn über die Rumänen sprechen oder schreiben, reproduzieren sie nur das westliche Modell des ‚Orientalen‘ oder des ‚Menschen aus dem Osten‘, und das obwohl sie selbst vom Westen als unterentwickelte und rückständige ‚Osteuropäer‘ angesehen werden.“ (S. 35) Zwischen den Ungarn und Rumänen schwelte ein symbolischer Wettstreit um den ‚europäischen‘, den ‚westlichen‘ Charakter ihrer Identität – zugleich aber waren sie, da beide vom eigentlichen ‚Westen‘ wiederum abwertend (zuweilen auch romantisierend-positiv) distanziert wurden, in halb feindseliger Brüderlichkeit vereint. Die aktuelle Färbung von Wahrnehmung und Beziehung schwankte im Laufe der Zeit. Im Überblick gelangen Melinda und Sorin Mitu aber zur Einschätzung, dass das Bild, das sich die Ungarn von den Rumänen machten, besonders in den ersten Jahrzehnten der Berichtszeit deutlich positiver ausfiel, als es die heute gängige Ansicht (wie sie sich etwa in Aussprüchen Vadim Tudors von „tausendjähriger Feindschaft“ zeigt) vermuten ließe.

Die Untersuchung stützt sich auf Dokumente, die zwischen 1790 und 1860 verfasst wurden (wer an jüngeren Gegebenheiten interessiert ist, wird in dem umfangreichen Buch nicht auf seine Kosten kommen). In dieser Epoche der nationalen Identitätsformierung spielen ethnische Stereotype eine besondere Rolle: Da geht es um den Ursprung der Völker, ihre Abstammung, ihre Sprache und nationale Charakteristika. Für die Ungarn war der Blick auf die Rumänen, denen sie sich deutlich überlegen fühlten, meist bloß ein Seitenblick. Fokussierter und schärfer wurde dieser allenfalls, wo es um das von beiden Ethnien (und zusätzlich den Sachsen, deren Rolle hier jedoch kaum beleuchtet wird) bewohnte Siebenbürgen ging. Umgekehrt waren die Ungarn für

die Rumänen eine viel bedeutsamere Vergleichsgröße; ihre Beobachtung diente nicht zuletzt der Schärfung des Selbstbildes. Die nachbarschaftlichen Bezugnahmen intensivierten sich und schlugen in offene Feindseligkeit um im Zuge der Revolutionen von 1848, als sich innerhalb des Habsburgerreiches mehrere Völker, insbesondere die Ungarn selbst, erhoben. In Siebenbürgen kam es zu blutigen Kämpfen zwischen Rumänen und Ungarn, was natürlich das Bild des ‚Anderen‘ trübte. Um vollen Gewinn aus den Schilderungen zu ziehen, sollte der Leser einige Kenntnisse der Geschichte der Region bereits mitbringen.

M. und S. Mitu haben eine große Zahl von Schriftquellen aus der Untersuchungsepoche gesammelt und durchgearbeitet. Im ersten Teil werden Werke von ungarischen Historikern nach einschlägigen Passagen über Land und Leute abgeforscht und in ihren durchaus variierenden Aussagen referiert. Für den zweiten Teil werden soziopolitische Schriften wichtiger ungarischer Intellektueller und Politiker herbeigezogen und Artikel aus den Zeitungen der Epoche ausgewertet. Im dritten Teil des Bandes wird ein ‚Phantombild des Rumänen‘ entworfen, wie es sich aus populären Schriften, Briefen, Reiseberichten, Statistiken, geographischen und ethnographischen Studien ergibt. Der Leser erfährt interessante, farbige Details, eingestreut in zuweilen etwas langatmige Textreferate. Wie zutreffend die Einschätzungen der Originaldokumente ausfallen, kann die Rezensentin mangels Ungarischkenntnissen nicht beurteilen, doch macht das Werk einen ausgesprochen seriösen, verlässlichen Eindruck – unverkennbar ist es bestrebt, Feindbilder zu historisieren und Verständnis aufzubauen.



Melinda Mitu, Sorin Mitu
Die Rumänen aus ungarischer Perspektive. Entstehung eines ethnischen Bildes. Aus dem Rumänischen von Julia Richter. New Academic Press, Wien 2017 (Blickpunkt Rumänien, 2), 438 Seiten, 48,90 Euro.

Die befremdliche Aktualität des Ersten Weltkrieges

VON IOANA ROSTOȘ

Nachdem Ende Mai 2015 eine internationale Konferenz mit dem Titel „Zerrissene Loyalitäten: Politische und kulturelle Orientierungen im Ersten Weltkrieg – Bukowina, Galizien, Bessarabien“ an der Nationalen Jurij-Fedkowytsch-Universität Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) stattgefunden hatte, erschien 2017 auch der mit „Mutter: Land – Vater: Staat. Loyalitätskonflikte, politische Neuorientierungen und der Erste Weltkrieg im österreichisch-russländischen Grenzraum“ betitelte, von Florian Kühner-Wielach und Markus Winkler herausgegebene Konferenzband. In der von den beiden Herausgebern unterzeichneten Einleitung wird die „titelgebende Familienmetapher“ wie folgt erläutert: „[Diese] verweist nicht nur auf Loyalitätsverschiebungen zwischen (imperialen) patria und (ethnisch demarkierter) natio, sondern versucht neben kollektiven Prozessen der Neuorientierung auch die individuellen Aspekte der Kriegs- und Nachkriegserfahrung anzudeuten.“

Der Band umfasst zehn in zwei Teile gegliederte Artikel, und zwar: „Die Wahrnehmung des galizischen Kriegsschauplatzes in Kriegsberichten, Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen von Deutschen und Österreichern“ von Isabel Röskau-Rydel (Krakau/Kraków), „Czernowitzer «Geiseln» in Russland im Ersten Weltkrieg: Philipp Menczel und Mayer Ebner“ von Andrei Corbea-Hoisie (Jassy/Iași), „Zur ukrainischen Literatur aus Galizien und der Bukowina im Ersten Weltkrieg. Eine Bestandsaufnahme“ von Peter Rychlo (Czernowitz), „Zwischenmensch im Zwischenraum. Der Erste Weltkrieg und die Bukowina in ukrainischsprachigen Prosatexten von Ol’ha Kobyljans’ka, Osyp Makovej und Ivan Bažans’kyj“ von Kati Brunner und Svitlana Kyrylyuk (Czernowitz) und „So fern und doch so nah. Der Erste Weltkrieg in Texten Israel Joshua Singers und Scholem Alejchems“ von Cristina Spinei (Jassy) (unter „I. Wahrnehmung“); „Konfliktfelder zwischen Rumänen und Ukrainern in der Bukowina zwischen 1910 und 1920“ von Mariana Hausleitner (Berlin), „Die Karpatho-Ruthenen und der Erste Weltkrieg. Zwischen vorsichtiger politischer Emanzipation und Verfolgung“ von Marc Stegherr (München, Klausenburg/Cluj-Napoca), „Negotiating Loyalty. The Bessarabian Germans from the Russian Empire to the Romanian Nation-State (1917-1919)“ von Dr. Svetlana Suveica (Regensburg, Kischinew/Chișinău), „Von der Front nach Zion. Jüdische Sichtweisen auf den Ersten Weltkrieg im Osten Europas“ von Hans-Joachim Hahn (Aachen) und „«Eine überaus peinliche Lage». Die

deutschsprachigen Professoren der Czernowitzer Universität zwischen Exil und Neuanfang 1914-1920“ von Kurt Scharr (Innsbruck) (unter „II. Neuorientierung“). Selbstverständlich muss auch die „Croatian Troops in Bukovina 1914-1918. The Reconstruction Problem“ betitelt Studie von Jevgenij Paščenko (Zagreb) erwähnt werden, die unter „Exkurs: Feldforschungen in der Bukowina“ erscheint.

Was bei diesem Band in erster Linie beeindruckt, ist die nicht wenig befremdliche Aktualität der elf Beiträge, die man vor bzw. ohne die Ereignisse, die sich seit 2014 in der Ukraine abspielen, womöglich anders hätte lesen können – oder verstehen dürfen. Wer aber in der Gegenwart über Konfliktfelder und Neuanfang, Verfolgung und politische Emanzipation, Exil und Loyalität in dem „mittel- und osteuropäischen Grenzraum“ schreiben will, hat tatsächlich „die als Folge des Ersten Weltkrieges entstandenen Dilemmata zwischen nationaler, staatlicher und kultureller Orientierung in den Bevölkerungsgruppen der Regionen Bukowina, Galizien und Bessarabien zu untersuchen“. Genau das taten die sechs Autoren und sechs Autorinnen, und die Ergebnisse ihrer Recherchen sind nicht nur relevant, sondern geradezu beachtenswert, denn die komplexe Geschichte Osteuropas zu kennen und daraus zu lernen gehört mehr und mehr zu den Aufgaben nicht nur der Historiker und Politikwissenschaftler, sondern auch der Kultur- und Literaturwissenschaftler, Linguisten und Geografen. In dem Sinne darf man sich sowohl von den Spezialisten, als auch von den Laien erhoffen, dass ihr Interesse an solchen Forschungen sich zu keiner Zeit vermindern wird.



**Florian Kühner-Wielach,
Markus Winkler (Hg.)**
*Mutter: Land – Vater: Staat.
Loyalitätskonflikte, politische
Neuorientierungen und der
Erste Weltkrieg im österreichisch-russländischen Grenzraum.* Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2017 (Veröffentlichungen des IKGS, 134), 19 s/w Abb., 216 Seiten, 29,95 Euro.

„Die deutsche Tragödie“

VON HANS-CHRISTIAN MANER

Es ist nicht falsch zu behaupten, dass Lucian Boia derzeit der wohl fleißigste rumänische Historiker ist. Nicht nur in den Humanitas-Buchhandlungen, deren Verlag den Bukarester Historiker unter Vertrag hat, füllen die Werke ganze Regale, auch die Auslage im Büchercafé Erasmus in Hermannstadt/Sibiu ist mittlerweile sehr gut gefüllt mit mehreren ins Deutsche übersetzten Büchern von Boia. Nach dem großen Erfolg von „Istorie și mit în conștiința românească“ (București 1997), das Buch ist 2003 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Geschichte und Mythos im rumänischen Bewusstsein“ im Böhlau-Verlag erschienen, wurde das Angebot Jahr für Jahr ausgeweitet. Neben Themen aus der Geschichte Rumäniens umfasst das Repertoire auch zentrale Sujets aus der Geschichte verschiedener europäischer Länder, so auch der vorliegende Band zur deutschen Vergangenheit. Dabei handelt es sich allerdings nicht um ein viele Seiten schweres Werk, wie mancher es zu einer solchen Thematik erwarten würde, sondern um einen pointierten Essay, in dem der Autor folgende These zur Diskussion stellt: „Die nationalsozialistische Verirrung hat ihren Ursprung nicht in irgendeiner deutschen ‚Prädisposition‘, sie ist vielmehr das Ergebnis einer tragischen Verkettung von Ereignissen.“ (S. 7)

Im ersten Teil der Abhandlung tut Lucian Boia das, was Historiker tun, wenn sie sich einem Thema nähern: Er stellt Fragen. Seine erste Frage nach der deutschen „Ausnahme“ erinnert an sein Buch „Warum ist Rumänien anders?“ (Bonn, Hermannstadt 2014), das auf eine große Resonanz und nachdenkenswürdige Entgegnung gestoßen ist, u.a. durch das von Vintilă Mihăilescu herausgegebene Buch „De ce este România astfel?“ ([Iași 2017] Warum ist Rumänien so?). Boia fragt weiter: War Deutschland nationalistischer, weniger demokratisch, expansionistisch, rassistischer, antisemitischer? Diesen Fragen nähert sich der Autor, indem er den historischen und europäischen Kontext ausleuchtet. Im zweiten Teil werden dann konsequent die Etappen abgesprochen, 1914 und die Frage der deutschen Schuld, das Versailler System, die Weimarer Republik, Hitler und sein „Drittes Reich“, die „Endlösung“. Schließlich folgt nach dem fragenden vorletzten Kapitel „Deutschland unter den Opfern?“ ein letzter Abschnitt, der wie eine Antwort darauf klingt: „Nicht nur die Deutschen“. Wie wohl der

Autor mehrfach schreibt, dass er nicht relativieren oder die verschiedenen Verbrechen miteinander vergleichen oder gleichstellen wolle, bleibt zumindest die Frage, ob das Niederschreiben einer so schwerwiegenden Thematik mit einer essayistischen Leichtigkeit auf ganz wenigen Seiten gerechtfertigt ist. So muss jeder Satz, auch jeder Nebensatz, genauestens gelesen werden, um keine Kurz- oder gar Fehlschlüsse daraus zu ziehen. Es ist die Sicht der Mächtigen, die Lucian Boia einnimmt. So auch, wenn er über die Ermordung der jüdischen Bevölkerung schreibt, es sei „alles erklärbar“, und im Nebensatz erläutert: „natürlich nicht mit einer normalen, sondern nach der perversen Logik der Nazis (speziell jener Hitlers).“ Hier müssen mindestens die tiefeschürfenden Darlegungen über die Sicht der Opfer eines Saul Friedländer oder Dan Diner ergänzt werden. Letzterer umschrieb Auschwitz mit einem „Niemandland des Verstehens“ und einem „schwarzen Kasten des Erklärens“. Vorsicht ist auch bei Begrifflichkeiten geboten. Die Bezeichnung „Drittes Reich“ ist keine neutrale, sondern eine Selbstbezeichnung des nationalsozialistischen Regimes. Daher wären Anführungszeichen geboten gewesen. Und die Verwendung des umgangssprachlichen Terminus „Nazi“ verweist wohl auf die eingangs bekundete Absicht des Autors, nicht gelehrt sondern volksnah sein zu wollen.

Dem sehr flüssig geschriebenen Büchlein sind kundige und reflektierende Leserinnen und Leser zu wünschen.



Lucian Boia
Die deutsche Tragödie
1914–1945. Übersetzung aus dem Rumänischen von Georg Aesch. Schiller Verlag, Bonn, Hermannstadt 2017, 119 Seiten, 10,70 Euro.

Ein faszinierender Rückblick auf das Rumänien des Jahres 1940

VON GERHARD KÖPERNIK

Ist es sinnvoll, ein Buch, das 1942 in New York erschienen ist, 76 Jahre später in deutscher Übersetzung zu veröffentlichen? Im Fall des vorliegenden Buchs von Rosie Gräfin Waldeck „Athénée Palace – Hitlers ‚Neue Ordnung‘ kommt nach Rumänien“: Ja! Die deutsch-amerikanische Journalistin, die 1920 bei Max Weber in Heidelberg promoviert hatte und 1931 Deutschland verließ, kam im Juni 1940 als Korrespondentin für *Newsweek* nach Bukarest und residierte acht Monate im ersten Hotel am Platz, dem Athénée Palace.

Hitlers Truppen hatten bei Gräfin Waldecks Ankunft gerade Paris besetzt, die frankophile Bukarester Gesellschaft war schockiert. König Carol II. schien es ratsam, sich in Richtung Nazideutschland zu orientieren. Die Deutschen in Bukarest erhalten mehr Aufmerksamkeit als je zuvor: Gräfin Waldeck lernt den deutschen Gesandten (Botschafter) Fabricius und den Wirtschaftsge-sandten Neubacher kennen. Eine glamouröse Dame aus Berlin, Edit von Coler, setzt sich vehement für die Verbesserung der deutsch-rumänischen Beziehungen ein, ohne dass klar ist, wer sie beauftragt hat. Für die Rumänen beginnen dramatische Ereignisse: Ende Juni 1940 verlangt Stalin mit einem Ultimatum Bessarabien und die Nordbukowina von Rumänien und besetzt Tage später diese Gebiete. Ende August entscheiden Hitler und Mussolini im sogenannten Wiener Schiedsspruch, der Norden Siebenbürgens sei an Ungarn abzutreten. Dies verbittert die Rumänen. Angefeuert von der faschistischen Eisernen Garde, geben sie ihrem König Carol II. die Schuld an dieser Entwicklung. Er muss abdanken und verlässt mit seiner Geliebten Lupescu das Land. General Antonescu und die Eiserne Garde unter ihrem Führer Horia Sima bilden im September eine gemeinsame Regierung. Im Oktober trifft eine deutsche Heeresmission in Bukarest ein. Der November verlangt einen hohen Blutzoll: Ein verheerendes Erdbeben erschüttert den Südosten Rumäniens, über 1000 Tote liegen unter den Trümmern. Ende des Monats ermorden Mitglieder der Garde über 60 Vertreter des Carol-Regimes, die im Gefängnis auf ihren Prozess wegen der Ermordung des Führers der Garde, Codreanu, warten. Wegen gesetzloser Umtriebe von Gardisten entfremden sich Antonescu und Sima. Antonescu holt sich Rückendeckung bei Hitler, der „Ruhe im Rohstoffbereich“ will. Als es im Januar 1941 zu einem Pogrom und einem blutigen Putsch der Garde gegen Antonescu kommt, schlägt die Armee den Putsch nieder.

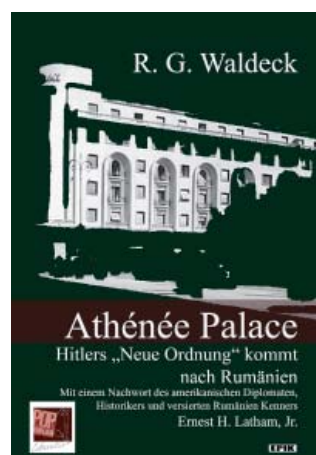
Nach dem Putsch verlässt Ende Januar 1941 Gräfin Waldeck Bukarest und bringt ihre Erlebnisse, Beobachtungen und Gedanken auf Papier. Das Buch „Athene Palace“ erscheint in New York im Februar 1942 – zwei

Monate nach dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg – und wird zum Bestseller.

Das von Dagmar Dusil und Gerlinde Roth übersetzte Buch „Athénée Palace“ ist nicht so geschrieben, wie es ein Historiker tun würde. Derartige Bücher gibt es auch, z.B. von Andreas Hillgruber („Hitler, König Carol und Marschall Antonescu“, 1954) und von Sebastian Balta („Rumänien und die Großmächte in der Ära Antonescu“, 2005). Der Historiker, bemüht um größtmögliche Objektivität, analysiert anhand von Dokumenten, Reden etc. im Nachhinein Entscheidungen und Zusammenhänge.

Gräfin Waldeck macht sich natürlich ebenfalls ihre Gedanken, versucht, die Ereignisse und die politischen Entwicklungen zu verstehen – aber immer aus dem Augenblick des Geschehens heraus. Dabei unterliegt sie auch der einen oder anderen Fehleinschätzung, aber als engagierte, aufmerksame Beobachterin, die mit zahlreichen Persönlichkeiten Gespräche führt, kommt sie meist der objektiven Wahrheit ziemlich nahe. Von den „Deutschen“, insbesondere den deutschen Offizieren, spricht sie, die Tochter eines jüdischen Bankiers, erstaunlicherweise respektvoll, auch wenn sie überzeugt ist, dass Hitlers „Neue Ordnung“ nicht realisiert werden kann.

Sie schildert Stimmungen, z.B. unter den Umsiedlern aus Bessarabien, die in einem Lager in Galatz frohgemut auf den Weitertransport nach Deutschland warten. Amüsant ist, wie sie einige „Typen“ beschreibt, die sich im Hotel sehen lassen. Sie erzählt auch Tratsch und kolportiert Gerüchte. Waldecks Stil ist spritzig, geistvoll und hin und wieder mit leichtem Spott gewürzt. So entsteht vor dem Leser ein buntes, lebendiges Bild des politischen und gesellschaftlichen Lebens im Bukarest des Jahres 1940. Kurz: Es ist alles andere als eine langweilige Lektüre. Es macht Spaß, dieses Buch zu lesen.



R. G. Waldeck
*Athénée Palace –
Hitlers „Neue Ordnung“
kommt nach Rumänien.* Mit
einem Nachwort des amerika-
nischen Diplomaten, Histori-
kers und versierten Rumänien-
Kenners Ernest H. Latham, Jr.
Aus dem Amerikanischen von
Dagmar Dusil und Dr. Gerlinde
Roth. Pop Verlag, Ludwigsburg
2018, 472 Seiten, 24,50 Euro.

Was tut sich in Rumänien?

VON GEORG HERBSTTRIT

Der vorliegende Sammelband vereinigt sieben Beiträge unterschiedlicher Qualität, die der Ankündigung der Herausgeber zufolge zehn Jahre nach dem EU-Beitritt Rumäniens 2007 dessen „Wirkungen und Folgen“ aus unterschiedlichen Perspektiven untersuchen.

Bedenkenswert sind die Thesen des Politikwissenschaftlers Daniel Barbu, der sich kritisch mit der Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit auseinandersetzt. Insbesondere am Beispiel des 2006 unter Leitung von Vladimir Tismăneanu entstandenen Abschlussberichts der Präsidentschaftskommission für die Analyse der kommunistischen Diktatur in Rumänien erläutert Barbu die Fehlleistungen der Aufarbeitung: Sprache und Denken der „Antikommunisten“ folgten denselben Mustern wie vor 1989. Die Autoren des Berichts träten nun als Träger des historisch richtigen Bewusstseins auf, hätten indes den pluralen, bürgerlichen Charakter der demokratischen Gesellschaft nicht begriffen. Der Präsidentschaftsbericht erkläre einige Kommunisten sowie die Securitate zu Schuldigen, nehme alle anderen von Verantwortung aus und entsorge somit die Geschichte. Folgerichtig erwähne er den Begriff „Unrechtsstaat“ nicht, denn dann hätte er an die Verantwortung der vielen erinnern müssen, etwa in Justiz, Armee, Partei, Publizistik, Kunst. Barbu hingegen spricht von einer „partizipativen Diktatur“ und verlangt, die kommunistische Herrschaftsausübung auch als „soziale Praxis“ wahrzunehmen, an der eben die meisten Menschen beteiligt gewesen seien.

Der Beitrag des Politikwissenschaftlers Michael Shafir wurde bereits 2013 abgefasst, ist aber für das Verstehen politischer Erscheinungen in zahlreichen Ländern weiterhin erhellend. Am Beispiel des damaligen rumänischen Präsidenten Traian Băsescu untersucht er Merkmale und Funktionsmechanismen des um sich greifenden politischen Populismus, den er als „Neopopulismus“ bezeichnet. Neopopulisten wie Băsescu gerierten sich als rechtschaffene Vollstrecker des Volkswillens; in Wirklichkeit nutzten sie die Ressentiments der Transformationsverlierer gegen das „Establishment“ lediglich für ihre eigenen Ambitionen aus. Die „populistische Demokratie“ bekenne sich formal zu demokratischen Werten und sei daher im Gegensatz zur radikalen Rechten nicht „antisystemisch“. Sie fördere zugleich die neoliberale Wirtschaft und illiberale politische Werte und lehne demokratischen Pluralismus, Verfassungsgarantien und Menschenrechte ab. Băsescus Politikstil habe den demokratischen Verfassungsstaat massiv beschädigt. Da die Neopopulisten im Unterschied zu Parteien ohne Programm und stabile

Strukturen auskämen, trügen sie zur „Dekonsolidierung der Demokratie“ bei. Die tieferen Ursachen dieser Entwicklung klärt der Beitrag allerdings nicht.

Der Soziologe Joachim Krauß untersucht die Lage der Roma, die sich durch den EU-Beitritt nicht nennenswert verbessert habe. Er fordert einen differenzierteren Blick auf die Roma, doch sein Beitrag folgt dem kritisierten Muster: Roma werden lediglich als hilfsbedürftige, passive und verfolgte Opfergruppe präsentiert, die vermeintlich nicht in der Lage sind, auch nur ansatzweise selbst Verantwortung für eine Veränderung zum Besseren hin zu übernehmen.

Die Wirtschaftswissenschaftler Daniela Grozea-Helmenstein, Günther Grohall und Christian Helmenstein bescheinigen Rumänien anhand zahlreicher Kennziffern „signifikante Fortschritte“ in seinem wirtschaftlichen Konvergenzprozess seit 2007, arbeiten aber auch starke regionale Unterschiede in der Wirtschaftsleistung heraus. Das Problem der Massenarmut wird dabei nicht behandelt.

Die weiteren Beiträge des Bandes behandeln die Religiosität der Rumänen (Vintilă Mihăilescu), verschiedene Aspekte der Korruption (Tina Olteanu) und die Bedeutung des Beitritts Rumäniens zur Europäischen Menschenrechtskonvention (Elena Simina Tănăsescu).

Während einige der Beiträge sehr anregend sind, andere weniger, lässt die Prosa der Herausgeber/-innen einige Fragen unbeantwortet. Der Band eröffnet die Reihe „Blickpunkt Rumänien“, ohne dass aus der Einführung der Herausgeber/-innen erkennbar wird, worin sie sich vom Profil der Reihe „Forum Rumänien“ (im Herausgeberkreis gibt es Überschneidungen) unterscheiden soll. Der Titel des Sammelbandes kündigt nur den „Versuch einer Bilanz“ an, doch der Rückentext verspricht zunächst eine „kritische Bilanz“ nach zehn Jahren rumänischer EU-Mitgliedschaft, um dann 16 Zeilen später zu konstatieren, es nach zehn Jahren noch zu früh für eine Bilanz sei. Ohnehin blickt kaum einer der Autoren auf diese gesamten zehn Jahre zurück, da Untersuchungszeiträume oder Zeitpunkt der Fertigstellung der Texte oft schon weiter zurückliegen. Das tut einigen Beiträgen keinen Abbruch, deren Autoren hier auch den nicht des Rumänischen Kundigen zugänglich gemacht werden, aber der Anspruch des Bandes entpuppt sich in gewisser Weise als Mogelpackung.

Daniel Barbu, Julia Richter, Larisa Schippel (Hg.)

Rumäniens „Rückkehr“ nach Europa. Versuch einer Bilanz.

New Academic Press, Wien 2017 (Blickpunkt Rumänien, 1),

174 Seiten, 29,90 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Dr. Raluca Fritsch

Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Dr. Natalia Toma

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Deulstraße 22
12459 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: